

Lehre und Behre.

Jahrgang 65.

Dezember 1919.

Nr. 12.

Die deutschen Missionare in Indien.

In dem Verlag von Dörffling und Franke hat A. Öpfe, theologischer Lehrer am Missionsseminar in Leipzig, die folgende Schrift veröffentlicht: „Ahmednagar und Golconda. Ein Beitrag zur Erörterung der Missionsprobleme des Weltkrieges.“ Diese Schrift, auf Grund welcher, wie uns D. Paul, der gegenwärtige Direktor der Missionsanstalt in Leipzig, mitteilt, der Verfasser seitdem zum Doktor der Theologie promoviert worden ist, bietet auf 160 Seiten im Format von „Lehre und Behre“ nebst einem Vorwort von Prof. D. Paul und einer Einleitung vom Verfasser folgenden Inhalt: 1. Die deutschen Missionare in Indien als feindliche Ausländer. 2. Die Heimsendung. 3. Ein Ausblick als Schlußbetrachtung. 4. Ausgewähltes urkundliches Material. Zu letzterem gehören auch die unter dem Titel „Kriegsgefangen in Indien“ von Missionar A. Hübenner in der „Evangelisch-Lutherischen Freikirche“ 1916 und 1917 veröffentlichten Artikel. Unsern Lesern dürfte es nicht unwillkommen sein, wenn wir aus Öpfes Schrift längere Auszüge hier folgen lassen.

Im Vorwort sagt D. Paul: „Die auf dem Titelblatt dieser Schrift stehenden beiden Namen [Ahmednagar und Golconda] bezeichnen eins der dunkelsten Blätter aus der Missionsgeschichte der Gegenwart. Bis vor einigen Jahren gänzlich unbekannt, wurden sie während der Kriegszeit in den Missionsversammlungen unzählige Male mit Schmerz und Entrüstung genannt. Das einst als Förderer aller Missionsbestrebungen gerühmte England setzte unschuldige deutsche Missionare gefangen und verbannte sie schließlich aus Indien! Wir sehen noch nicht klar, wie sich die Missionskreise der angelsächsischen Welt zu dieser Tatsache gestellt haben. Man wird annehmen müssen, daß durchaus nicht alle Stimmen, die sich zu ihr geäußert haben, zu uns gedrungen sind. Der Nachrichtendienst hat wohl am ehesten in dem Falle versagt, wenn jemand jenseits des Kanals sich in Gegensatz zur gereizten Volksstimmung setzte. Man wird aber den kirchlichen Kreisen Englands nicht unrecht tun, wenn man sagt, daß sie sehr viel mehr als die deutschen sich von der Kriegsleiden-

schaft mit fortreißen ließen, und daß sie nicht ohne ernste Mitschuld an der Vergewaltigung der deutschen Missionen geblieben sind. Von Zeit zu Zeit kamen uns Beschlüsse und Kundgebungen zu Gesicht, die auf eine erschreckende Verirrung und Verleugnung christlicher Grundsätze in diesen Kreisen schließen ließen. . . . Wir stellen mit Genugtuung fest, daß das große Leid, das der Krieg über viele deutsche Missionsfelder gebracht hat, und die schwere Schmach, die manchen unserer Missionsfamilien angetan wurde, von den deutschen Missionskreisen mit Würde getragen worden ist. Das gilt im großen und ganzen auch von denen, die die Leiden von Ahmednagar und auf der Golconda mit Seele und Leib durchzukosten hatten."

In D. Öpfes Einleitung lesen wir: „Es war vor einigen Jahren. In trautem Kreise war man versammelt, lauter Männer und Frauen, die ein Herz hatten für die Königsherrschaft Jesu. Wie ein Schatten fiel in die Unterhaltung der Gedanke an die Möglichkeit eines Krieges mit England. Es wurde eine Stimme laut, die den Krieg zwar nicht für wünschenswert, wohl aber auf die Dauer für unvermeidlich zu halten schien. Von anderer Seite jedoch wurde entgegnet: ‚Nur nicht! Die Folgen wären unabsehbar, besonders für die Mission.‘ Dieses kleine Bild ist charakteristisch für die Stimmung vor dem Weltkrieg, hüben und drüben. Der Krieg hat wie wenige seinesgleichen in der Weltgeschichte seine Schatten vorausgeworfen.“ „Der Sekretär des fortführenden Ausschusses der Edinburgher Tagung, Oldham, sagte in der Liebfrauenkirche zu Bremen am Himmelfahrtsabend 1913 gelegentlich der Tagung der kontinentalen Missionskonferenz: ‚Es bedarf kaum langen Nachdenkens, um sich die verhängnisvollen Wirkungen klarzumachen, die ein europäischer Krieg für das Missionswerk haben würde. Wir Missionsleute verfügen über eins der machtvollsten Argumente für die Erhaltung des Friedens. Die meisten Gründe, die man sonst dafür vorbringen hört, sind negativen Charakters. Sie betonen die Verluste und das Elend, die ein Krieg mit sich bringt. Wir dagegen sind in der Lage, wesentlich positiv zu argumentieren. Positionen sind immer stärker als Negationen. Es ist unsere Pflicht, unsere Völker auf die ungeheuren Aufgaben des Aufbaues, die das 20. Jahrhundert von uns fordert, hinzuweisen. Die führenden christlichen Völker tragen gegenüber den Völkern Asiens und Afrikas, die von dem Strome des Weltlebens jezt rapide umflutet werden, eine überwältigende moralische Verantwortung. Nur durch Anerkennung und Übernahme dieser Verantwortung und durch Zusammenschluß zu ihrer Erfüllung können wir hoffen, die höheren Güter der Zivilisation zu erhalten. Es wäre ein Verbrechen gegen die Zivilisation, gegen die Humanität und gegen Gott, wenn die christlichen Völker ihre Hilfsmittel und ihre Stärke in brudermörderischem Streite verschwendeten.“ „Das alles war gut gemeint. Heute wissen wir, daß es umsonst war. Noch ehe die Brücke genügend befestigt werden konnte, schlugen die Wogen der Zwietracht über ihr zusammen und rissen sie in

Stücke. Und nun zeigte es sich, wie richtig die warnenden Stimmen die Zukunft beurteilt hatten. Die Folgen übertrafen alle Befürchtungen. Zwischen den kriegsführenden Völkern türmte sich eine Mauer von Mißverständnissen auf, die vielfach auch die Christen in beiden Lagern voneinander schied. In den elementarsten Grundfragen konnte man sich nicht mehr einigen. Man redete aneinander vorbei. Eine babylonische Sprachverwirrung schien über Nacht eingetreten zu sein, und es gab keinen Dolmetscher mehr. Die ganze Welt geriet in Brand. Und mitten durch das Feuer des Weltbrandes liefen die dünnen Fäden der Mission. Sie mußten Schaden nehmen. Und nach Lage der Dinge war der leidende Teil vor allem die deutsche Mission. Togo, Kamerun, Südwest-, Süd- und Ostafrika, Kiautschou, Hongkong, vor allem aber — Indien! Dort hat die Wiege der deutschen evangelischen Arbeit an den Heiden gestanden. Dort hat sie ihre ersten Schlachten geschlagen, ihre ersten Triumphe gefeiert. Dieses Land ist heute von deutschen Missionaren entblößt, der deutschen Mission verschlossen! Der Name ‚Golconda‘ wird uns für alle Zeit ein Symbol tiefschmerzlicher und doch großer Erinnerungen bleiben.“

„Auf deutscher Seite“, fährt Spfe fort, „ist begreiflicherweise manch eine Stimme des Schmerzes, der Enttäuschung, ja der Erbitterung laut geworden. Wer da weiß, wie wir deutschen Missionsleute Indien liebten, und wie so manche von uns an englischem Christentum und englischer Missionsarbeit hinaufzusehen gewohnt waren, wundert sich darüber nicht. Der Strom gräbt sich ein Bett. . . . Auch auf englischer Seite hat es nicht ganz an Stimmen gefehlt, welche in die tiefe Lage über das schwere Schicksal der deutschen Mission von Herzen mit einstimmten. Ein englischer Missionsmann schrieb schon Anfang 1915: ‚Ich kann in Wahrheit sagen, daß mir die Leiden der deutschen Missionare so tief zu Herzen gehen, wie wenn es die meiner eigenen Landsleute wären, und kann wohl verstehen, wie tief die deutschen Missionskreise durch die letzten Vorgänge erregt sein müssen.‘ Der Ausschuß zur Vertretung der Missionen in Madras richtete am 8. September 1915 an die deutschen Missionare in Südbindien eine Rundgebung, in der es unter anderem heißt: ‚Es erfüllt uns mit herzlichster Teilnahme, was Sie jetzt durch die Trennung von Ihrer geliebten Arbeit zu tragen haben, sei es durch Internierung in Indien oder durch Rücksendung in die Heimat.‘ Ähnlich äußerte sich das National Missionary Council in einer am 20. November 1915 gefaßten Resolution. Solche Stimmen lassen nicht nur ein wohlthuendes Mitgefühl erkennen, sondern geben auch trotz ihrer zunächst geringen Zahl die Zuversicht, daß man sich auch drüben um eine Verständigung bemüht hat und bemüht.“

Über das allgemeine Vorgehen der indischen Regierung bis zum 23. Mai 1915 gegen die deutschen Missionare als „feindliche Ausländer“ läßt sich Spfe also vernehmen: „Sobald eine moderne Großmacht in den Kriegszustand eintritt, pflegt sie sämtliche Angehörige der feindlichen

Partei, welche sich in ihrem Gebiete aufhalten, soweit sie nicht etwa bei Kriegsbeginn ausgewiesen werden, einer besonderen polizeilichen Aufsicht zu unterstellen, welche unter Umständen mit der zwangsweisen Unterbringung an einem bestimmten Aufenthaltsort oder in einem Konzentrationslager verbunden sein kann. Diese Maßregel erstreckt sich in erster Linie auf die Militärpflichtigen, um sie an der Ausübung des Dienstes mit der Waffe zu hindern, in zweiter Linie auf alle übrigen Personen feindlicher Staatsangehörigkeit. Sie kann die Form einer Art Schutzhaft annehmen, entspringt aber vorwiegend dem Interesse an der Sicherheit des eigenen Landes, welche durch die Glieder des feindlichen Staates, wenn man ihnen völlige Bewegungsfreiheit ließe, in der verschiedensten Weise gefährdet werden könnte, ist also zunächst noch nicht eine Strafe, sondern eine vorbeugende Maßnahme. Der Befolg solcher Anordnungen ist nun auch nach Beginn des gegenwärtigen Krieges von der indischen Regierung beschritten worden. Einen kurzen Überblick über die Entwicklung gibt die Erklärung der indischen Regierung vom 13. August 1915. Danach wurde zunächst die Registrierung aller Deutschen und Österreicher angeordnet, am 4. August 1914 für die verteidigten Hafenplätze, am 8. August 1914 für das ganze Land. Gleichzeitig wurden alle unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und das Reisen ohne Erlaubnis wurde ihnen auf Grund des Ausländergesetzes von 1864 verboten. Am 20. August wurde die Fremdenverordnung von 1914 verkündet, welche dazu ermächtigte, Eintritt, Abreise und Aufenthalt von Fremden in Britisch-Indien zu verbieten und zu regulieren, und am 22. August 1914 wurde diese Ermächtigung den Militärbehörden übertragen mit Bezug auf Deutsche und Österreicher im militärpflichtigen Alter, das entsprechend den deutschen und österreichischen Bestimmungen zunächst auf 20, bzw. 21 bis 39 Jahre, am 7. Oktober auf 17 bis 45, bzw. 19 bis 42 Jahre festgesetzt wurde. Betreffs aller andern feindlichen Ausländer wurden die lokalen Regierungen durch Instruktionen in ähnlicher Weise ermächtigt, ein solches Maß von Kontrolle auszuüben, „wie es die Umstände verlangten“. Es wurde erlaubt, daß schriftliche Parolen, für die verantwortliche britische Untertanen bürgten, angenommen wurden, wenngleich vorbehalten war, drastischere Maßregeln zu ergreifen, wenn es erforderlich sein sollte. Die Abreise feindlicher Ausländer militärischen Alters aus Indien wurde verboten und die der andern beschränkt auf bestimmte Häfen und Daten. Hinsichtlich der Militärpflichtigen war das Nettoergebnis dieser Anordnungen, von Ausnahmen abgesehen, ihre Entfernung, das heißt, sie wurden in der Regel im Kriegsgefangenenlager (A- und B-Camp) zu Ahmednagar interniert. Diese Maßregeln bildeten die Grundlage für das Vorgehen der indischen Regierung auch gegen die Missionare. Wie ist über sie im allgemeinen zu urteilen? Man möchte einen Augenblick geneigt sein, das Urteil von der Frage nach dem Recht oder Unrecht des ganzen Krieges abhängig zu machen. England hat uns gegenüber diese Be-

trachtungsart in der rücksichtslosesten Weise angewandt. . . . Wir folgen indessen dem Vorbild Englands nicht, sondern erkennen, den Gepflogenheiten kultivierter Völker entsprechend, den Gegner als kriegsführende Macht an und schalten daher im Interesse der Verständigung und unter der Voraussetzung, daß die besonnenen Elemente auf der Gegenseite sich bemühen, dasselbe zu tun, die Frage nach dem Recht oder Unrecht des ganzen Krieges für die Beurteilung der Einzelereignisse aus. Die skizzierten Maßnahmen in Indien werden daher nur insoweit zu beanstanden sein, als sie offenbar gegen das Völkerrecht, wie es auch unter kriegsführenden Staaten noch Geltung beansprucht, verstießen. Dies wird man im allgemeinen von ihnen nicht sagen können, womit über die Art der Durchführung im einzelnen freilich noch keinerlei Urteil abgegeben sein soll. Die rechtliche Grundlage der Überwachung der Deutschen in Indien wird daher, um den weiteren Verhandlungen nicht von vornherein die gemeinsame Basis zu entziehen, unter dem ausgesprochenen Vorbehalt von uns anerkannt. Eine Frage für sich bildet aber die Anwendung der Bestimmungen auf die Missionare.“

Was nun diese Anwendung der Kriegsmaßregeln seitens der indischen Regierung auf die deutschen Missionare betrifft, so fährt der Verfasser also fort: „Für die indische Regierung kamen unsere Brüder zunächst formell (technically) als feindliche Ausländer in Betracht. Die Regierung stand also vor der Frage — die als allgemeines Problem in jedem Kriege wiederkehren wird, welcher Kolonien einer kriegsführenden Macht, in welcher Angehörige einer feindlichen Macht Mission treiben, in Mitleidenschaft zieht —, ob sie diese formelle Betrachtungsweise durchführen oder in Anbetracht der besonderen Umstände, unter denen die Missionare nach Indien gekommen waren und dort lebten, ihnen eine Ausnahmestellung zubilligen und eine individuelle Behandlung angedeihen lassen wollte. Das letztere ist auch von englischer Seite mehrfach gefordert worden. Einen besonderen Standpunkt hat in dieser Hinsicht z. B. das *Harvest Field*, das bekannte südindische Missionsblatt der Methodisten in Maisur, eingenommen. Schon im Leitartikel der Septembernummer 1914 führte der Herausgeber Gulliford aus, daß über allen nationalen Empfindungen die Loyalität gegen Christus stehe. In dem Leitartikel der Januarnummer 1915, welcher sich offenbar mehr an die Adresse der Regierung und der öffentlichen Meinung wendet, ist die Begründung der Ausnahmestellung der Missionare geschickterweise so gehalten, daß philanthropische Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt werden: „Die deutschen Missionare sind nicht um persönlichen oder nationalen Vorteils willen nach Indien gekommen, sondern im Interesse der Einwohner dieses Landes. Ihre Arbeit, gleichviel ob evangelistischer, erzieherischer, ärztlicher oder geschäftlicher Art, diene allein dem Besten der Inder.“ Also, schließt der Verfasser, hat die Regierung die Pflicht, sie dementsprechend zu behandeln! Die übrige indische Presse war allerdings mit wenigen Ausnahmen anderer Meinung. Sie forderte mit

steigender Festigkeit, daß die deutschen Missionare den übrigen feindlichen Ausländern völlig gleichgestellt würden. . . . Die Regierung selber hat sich anfangs zu dem Grundsatz weitgehender Schonung der Missionen bekannt. Am 7. August 1914 teilte der Landrat von Ranchi dem Präses der Goshnerschen Mission offiziell mit, daß die deutschen Missionare während des Krieges ihre Arbeit ruhig fortsetzen dürften, vorausgesetzt, daß sie sich strengstens jeder politischen Parteinahme enthielten. Dieser Bescheid wurde bestätigt durch eine Erklärung, welche der Unterstaatssekretär für Indien am 27. August im Parlament abgab, dahingehend, daß deutschen und österreichischen Missionaren, die in rein religiöser Arbeit sich betätigten, Rücksicht bewiesen werden würde. Auf diese Erklärung wurde die Basler Mission auf eine Eingabe hin ausdrücklich verwiesen. Auch gab die indische Regierung am 2. September 1914 den allgemeinen Befehl, daß Missionare, die nicht für schädlich oder gefährlich angesehen würden, gegen Parole auf ihrem Posten bleiben könnten, solange sie sich wohl verhielten, obwohl im Falle der Nichtbeachtung dieser Bedingung andere Maßnahmen ergriffen werden sollten. Die Anordnungen sollten freilich nicht besagen, daß das Vorgehen der Regierung vor den Schlagbäumen der Mission einfach haltmache. 'Das Verfahren war insofern für alle dasselbe, als sie einem Maße von Beschränkung unterworfen wurden, wie immer es erforderlich war, um sicherzustellen, daß sie dem Staate nicht schaden könnten.' Die Regierung schlug einen Mittelweg ein. Von den leichteren Folgen des Kriegszustandes wurden die Missionare betroffen wie alle andern feindlichen Ausländer auch. Nur vor den schwersten Folgen bleiben sie, ihr Wohlverhalten vorausgesetzt, nach der Absicht der Regierung einstweilen verschont. Sie wurden also sämtlich registriert und unter polizeiliche Überwachung gestellt. Die durften entsprechend dem Ausländergesetz von 1864 nur mit besonderer Erlaubnis verreisen und wurden von den Lokalbehörden aufgefordert, zum Teil mehrfach, Parole abzulegen. Für die Innehaltung dieser Parole mußten sich zwei britische Untertanen verbürgen. Die Form der Paroleformulare war verschieden, ihr Inhalt aber, abgesehen von der Unterscheidung zwischen Wehrpflichtigen und Militärfreien, im wesentlichen der gleiche. Beispielshalber mögen zwei solcher Formulare hier eine Stelle finden: Für nicht Wehrpflichtige: 'Der Unterzeichnete soll während seiner Reise oder seines Aufenthaltes in Indien keinerlei Verkehr mit deutschen Zivil- oder Militärbehörden haben, auch denselben keinerlei maritime, militärische oder politische Mitteilungen direkt oder indirekt machen, noch irgendwelche Handlungen begehen, die den lokalen Frieden stören, noch irgendwelchen Schaden an privatem oder öffentlichem Eigentum verursachen, noch die öffentliche Sicherheit irgendwo in Indien gefährden, noch irgendeine Angelegenheit von maritimer, militärischer oder politischer Bedeutung mit irgendeinem Eingebornen in Indien besprechen.' Für Wehrpflichtige: 'Ich schwöre hiermit, daß ich während des gegenwärtigen Krieges gegen Groß-

Britannien und seine Verbündeten die Waffen nicht erheben will, und daß ich in keiner Weise gegen die Interessen dieser Mächte handeln will durch Übernahme einer Verrichtung, die irgendwie mit militärischen Operationen in Verbindung steht.“

„Alle diese Maßregeln bedeuteten für die Missionare eine starke persönliche Beschränkung und für ihre Arbeit einen schweren Schaden. Sie waren auf einen engen Raum beschränkt und durften kaum mit den Eingebornen reden, um sich nicht dem Verdacht politischer Beeinflussung auszusetzen. Nicht nur die Heidenpredigt, welche ja in Indien wesentlich Straßenpredigt ist, war ihnen untersagt, sondern sie waren auch in der Leitung ihrer Gemeinden stark behindert. Denn bei der Größe der Stationsbezirke ist in Indien eine wirkliche Gemeindeleitung, ohne zu reisen, ein Ding der Unmöglichkeit. Sie waren auf Schritt und Tritt von der Polizei umlauert. Selbst während der Predigt sahen sie den Bleistift des eingebornen Polizisten über das Papier fliegen. Die Polizei war außerordentlich sorgfältig. Ihr Eifer schmeckte vielfach nach der Freude, daß man einmal ungestraft sein Mütchen kühlen und sich dabei noch die Gloriole des Patriotismus verdienen konnte. Polizeihauptleute und -inspektoren hatten öfter zu nachtschlafender Zeit plötzlich mit dem Missionar zu reden (wenn ein Gast im Hause war!), oder sie bekamen Gelüste, Reitpferde zu kaufen, nur um zu spionieren. In Pandur wurde unter Trommelschlag verkündet, daß bei 50 Rupien Strafe niemand mit dem deutschen Missionar reden oder ihm etwas verkaufen dürfe. Dem eingebornen Diener wurden infolgedessen auf dem Markte die Lebensmittel verweigert, und der amerikanische Konsul mußte erst in Aktion treten, ehe diese Bestimmung aufgehoben wurde. Der Polizist von Rhunti richtete es so ein, daß die Lumpen von Burju, die unter Polizeiaufsicht gestellten Mundas, sich auf der Veranda der Missionsstation versammelten, um sich bei der Polizei zu melden; denn da saß ja „der Hauptverbrecher“.“

Zur rechten Beurteilung dieser Maßregeln bemerkt Öpfe: „Auf englischer Seite hat man an das Verhalten deutscher Behörden und Organe vielfach den strengsten Maßstab angelegt. Wir hätten ein Recht, dasselbe zu tun. Man wird aber in den Unzuträglichkeiten eine zwar schmerzliche, jedoch schwer vermeidliche Folge des Kriegszustandes erblicken müssen. Es würde kleinlich sein, dafür ausschließlich die Regierung verantwortlich zu machen, zumal den Schatten manches Licht gegenübersteht, das wir, um gerecht zu sein, nicht unerwähnt lassen wollen. Auch die englischen Berichte aus Deutsch-Ostafrika erwähnen gelegentlich freundliche Züge in der Behandlung der englischen Missionare. (Vgl. z. B. *Church. Miss. Rev.* 1917, S. 96.) Aus allen Berichten der Götterschen Missionare tritt uns unumwundene Anerkennung und aufrichtige Dankbarkeit entgegen, sooft sie von den englischen Beamten — im Unterschied von der Eingebornenpolizei — erzählen. Einer derselben erbot sich, für die Missionare die Lebensmittel zu be-

sorgen. Ein anderer machte einen Missionar darauf aufmerksam, daß er nicht jedem Befehl, sondern nur dem, der von ihm komme, zu gehorchen habe. Im Falle der Belästigung bat er um telegraphische Anzeige. Besonders wohlthuend berühren auch die Züge freundlichen Interesses für die Missionsarbeit, die uns berichtet werden. Der Gohnersche Missionar in Chapra erhielt von seinem Beamten für sein Waisenhaus Kleidungsstücke und Lebensmittel. Der Landrat von Dharganga wies der Missionswaisenanstalt einen Findling zu. Der Missionar von Jharfuguda erhielt eine Eisenbahnfreikarte für die beiden Strecken, die in seinem Bezirk lagen. Wenn es auf die englischen Beamten angekommen wäre, wäre es — diesen Eindruck hatten die Gohnerschen Missionare — nie zur Internierung oder gar Ausweisung gekommen. Einer der höchsten Beamten der Provinz sagte zu einem der älteren Missionare: „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir keine persönlichen Feinde sind, und ich bedaure von Herzen, daß Sie in diese Lage gekommen sind.“ Auch aus dem Gebiete der Leipziger Mission sind manche Beispiele des Wohlwollens der Beamten bekannt geworden, welche das frühere gute Verhältnis zwischen der Mission und der Regierung beleuchten. Daß die Regierung die auf ihren Stationen verbleibenden Missionare zur Paroleabgabe aufforderte, ist von ihrem Standpunkt aus wohl begreiflich. Ob die Missionare dieser Aufforderung nachkommen wollten, stand in ihrem freien Willen. Sie haben es getan in der Erwartung, dadurch vor dem Konzentrationslager bewahrt zu bleiben, aus Liebe zu ihren Gemeinden. Ihrem Vaterlande glaubten sie unter allen Umständen in diesem Kriege nicht dienen zu können, wohl aber der Mission, wenn sie der Gefangennahme zu entgehen suchten. Der Regierung aber wird man Dank wissen müssen, daß sie zunächst auf die Missionare Rücksicht nahm und sie ihrer Arbeit zu erhalten suchte.“

Aber die ursprünglichen und späteren Grundsätze der indischen Regierung die Behandlung der deutschen Missionare betreffend spricht sich der Verfasser also aus: „Wie weit die Regierung in ihrer Schonung der Missionare zu gehen beabsichtigte, ist übrigens nicht völlig klar. Nach der mehrfach erwähnten Erklärung von Simla scheint es so, als ob die Vergünstigung nur den Missionaren in nicht militärpflichtigem Alter zugute kommen sollte. Hiernach würden alle militärpflichtigen Missionare ohne weiteres in das A-Camp zu Ahmednagar gehört haben, wo sie den Militärbehörden unterstellt gewesen wären. Wir besitzen indessen noch eine frühere amtliche Erklärung der Regierung über ihr Vorgehen gegen die Missionare. Am 26. Januar 1915, als bereits mehrfach Internierungen von Missionaren stattgefunden hatten, begab sich eine Deputation, bestehend aus den englischen Missionaren Anderson und Carter, sowie drei Bischöfen, zum Vizekönig, um wegen der Maßregeln gegen die deutschen und österreichischen Missionare vorstellig zu werden. Der Vizekönig antwortete auf diese Eingabe in einer Verfügung, welche er am 24. März 1915 zu Delhi durch den ersten Staats-

sekretär Wheeler erließ. In ihr wird gleichfalls zunächst betont, daß die Regierung anfangs bereit gewesen sei, Missionaren feindlicher Nationalität, soweit ihre Tätigkeit nicht den Staatsinteressen im Wege stehe, die Weiterführung ihrer Arbeit zu gestatten. Hatte die Eingabe die Befreiung solcher Missionare im militärpflichtigen Alter gewünscht, welche nur deshalb interniert worden seien, weil sie nicht zwei britische Beamte auffinden konnten, die bereit gewesen wären, Garantie für ihre Loyalität zu geben, so versichert die Regierung demgegenüber, daß kein Missionar feindlicher Nationalität nur aus diesem Grund interniert worden sei. Die Missionare feindlicher Nationalität könnten ihrer Behandlung nach in drei Kategorien gebracht werden: a) solche in militärpflichtigem Alter, die als anstößig (obnoxious) oder gefährlich angesehen werden müßten und unter militärischer Aufsicht in Ahmednagar interniert seien, b) solche (in nicht militärpflichtigem Alter), bei denen es die Zivilbehörden für nötig befunden hätten, eine Kontrolle auf einem bestimmten Platz mit Zwangsaufenthalt durchzuführen; c) die übrigen, das heißt, solche in militärpflichtigem und nichtmilitärpflichtigem Alter, gegen welche nicht Belastendes vorgebracht sei; diese stünden nur unter Parole und allgemeiner Beaufsichtigung. Ein Unterschied zwischen Militärpflichtigen und Nichtmilitärpflichtigen wird hier, wie aus den folgenden Worten noch ausdrücklicher hervorgeht, nur gemacht, insofern für die Militärpflichtigen die Militärbehörde, bzw. die indische Regierung, für die übrigen die Lokalbehörde zuständig ist, und insofern die Militärpflichtigen, wenn sie interniert werden, bestimmt nach Ahmednagar kommen, während die übrigen im Internierungsfalle auch einem andern Kontrollort zugewiesen werden können. Die Vergünstigung möglicher Schonung soll dagegen allen Missionaren, solange sie nichts vom englischen Standpunkt aus Anstößiges unternehmen, in gleicher Weise zugute kommen. Es besteht mithin, was die ursprüngliche Politik der Regierung den deutschen Missionaren gegenüber betrifft, zwischen den beiden Regierungserklärungen ein leiser Widerspruch. Da indessen die Erklärung vom 24. März dem Anfang zeitlich näher steht und sich ex professo mit der Lage der Missionare befaßt, ist anzunehmen, daß sie die ursprüngliche Absicht der Regierung am treuesten wiedergibt. Die Erklärung vom 13. August, welche überhaupt in weit weniger freundlichem Tone abgefaßt ist, hat unwillkürlich die strengere Stimmung der späteren Zeit in den Anfang zurückdatiert. Hiernach war die Rechtslage in den ersten Monaten des Krieges die, daß die Missionare, einerlei, ob militärpflichtig oder nicht, zwar die leichteren Folgen des Kriegszustandes, Registrierung, Polizeiaufsicht, Reisebeschränkung und Paroleabgabe, in gleicher Weise wie andere „feindliche Ausländer“ zu tragen hatten, von der Internierung aber so lange befreit sein sollten, als sie sich des Vertrauens der Regierung nicht unwürdig zeigten. Eine besondere Vergünstigung lag darin im Grunde nur für die Militärpflichtigen, denn für die Nichtmilitärpflichtigen war ja die Internierung

auch sonst keineswegs allgemein angeordnet. Daß die Regierung ihre Absicht, die Missionare möglichst zu schonen, mehrfach unzweideutig zum Ausdruck brachte, ist aber trotzdem aner kennenswert. Grundsätzlich kann man sich auch vom missionarischen Standpunkt aus mit dem eingeschlagenen Wege im ganzen bis hierher wohl einverstanden erklären."

Trotz der relativ milden Grundsätze erfolgten die Internierungen immer häufiger und zahlreicher. D. Öpfe schreibt: „Nach den entwickelten Grundsätzen wäre zu erwarten gewesen, daß es gar nicht oder doch nur in ganz vereinzelt en Fällen zur Internierung von Missionaren gekommen wäre, es müßte denn sein, daß die deutschen Missionare, ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider, sich politisch betätigt und dadurch das Vorgehen der Regierung provoziert hätten. Trotzdem ist die Regierung bekanntlich, entgegen dieser unserer Erwartung und ihrer ursprünglichen Absicht, in immer weiterem Umfange zur Internierung von Missionaren übergegangen. Sehr schonend ist dabei die Goknersche Mission behandelt worden. Am 11. November 1914 wurde zwar Missionar Köppen verhaftet und nach Ahmednagar gebracht. Zwei andere Missionare erhielten Befehl, sich nach Ranchi zu begeben. Die übrigen aber standen nur unter Parole und Reiseverbot. Die Goknersche Mission hatte vor Ausbruch des Krieges in Indien 51 Missionare. Der Prozentsatz der Internierten ist also ungemein gering. Ähnliche Milde erfuhr die Leipziger Mission. Von ihren 21 ordinierten Arbeitern wurden während des ganzen ersten Kriegsjahres nur die Missionare Handmann, Ruckdäschel und Hamnigisch nach Ahmednagar gebracht. Die übrigen blieben mit mehr oder weniger stark beschränkter Freiheit auf ihren Stationen. Wesentlich schwerer wurden die übrigen deutschen Gesellschaften betroffen. Die Brüdergemeine hatte in den Schneebergen des Himalaja drei Missionare deutscher Staatsangehörigkeit. Von diesen wurden Dr. Franke und Reichel noch im Jahre 1914 gefangen genommen. Die Hermannsburger Mission verlor von zwölf Missionaren ebenfalls einen größeren Teil, zeitweilig acht, durch Internierung. Auffallend schwer waren vollends die Kriegsfolgen für die Breklumer und die Basler Mission. Anfang Dezember wurden sämtliche Breklumer Missionare mit Weib und Kind in Baltair interniert. Die 16 Militärpflichtigen unter ihnen wurden nach St. George und Ahmednagar transportiert. Drei andere blieben bis zum 22. November 1915 mit vier Missionarsfrauen, einer Missionarin und vier Kindern in Baltair. Im Gebiet der Basler Mission waren bereits am 4. Januar 1915 nicht weniger als 107 Personen von ihren Stationen weggeführt. Darunter waren 50 Militärgefangene. Als Zivilgefangene wurden abgeführt: 7 Männer, 14 Frauen, 2 Schwestern und 12 Kinder nach Bellary, 6 Frauen, 2 Schwestern und 10 Kinder nach Guindi und 1 Missionar und 3 Frauen nach Rodatkanal. Mit zwei Ausnahmen waren alle Deutschen in Malabar Gefangene. 45 weitere Personen in Kanara wurden ferner nach wochenlangem Warten in Mangalar nach Bellary

gebracht. Auch angesichts der großen Zahl der im Dienste der Basler Mission stehenden Arbeiter (89 Missionare, einschl. der nichtordinierten, 53 Missionarsfrauen, 15 Schwestern) muß hier der Prozentsatz der Internierten als außerordentlich hoch gelten. Jedem unbefangenen Beurteiler fällt die überaus verschiedene Behandlung der Missionsgesellschaften auf. Über die Gründe derselben sind die verschiedensten Vermutungen laut geworden. Man hat auf die verschiedene Verteilung der Mohammedaner in den einzelnen Bezirken hingewiesen. Vielleicht sind der Basler Mission außerdem ihre großartigen industriellen Anlagen, welche einerseits der Unwissenheit bequemen Anlaß zum Verdacht gaben, andererseits den Konkurrenzneid der englischen Industrie erweckten, gefährlich geworden. Möglich, daß auch gerade die neutrale Mission als Zeugin besonders ungern gesehen wurde. Alle diese Gründe mögen mitgewirkt haben, sogar in stärkerem Maße, als die Regierung zugeben würde. Ausschlaggebend dürften sie indessen, wenn wir die Regierung beim Wort nehmen, nicht gewesen sein. Denn die Regierung betont ja immer wieder, daß nur die Missionare, welche „als anstößig oder gefährlich angesehen werden müßten“, interniert worden seien. Sie überläßt allerdings, soweit es sich um Nichtmilitärpflichtige handelt, die Verantwortung den Lokalbehörden; allein sie glaubt, voraussetzen zu dürfen, „daß die Anordnung der Internierung mit Berücksichtigung des einzelnen Falles aus guten und genügenden Gründen erfolgte“. Und wenn sie durchblicken läßt, „daß in einigen Provinzen anfängliche Erleichterungen modifiziert werden mußten in der Richtung von größerer Strenge“, so würde sie als Grund hierfür doch vermutlich wiederum das illoyale Verhalten der Betroffenen oder doch Anlässe zu begründetem Verdacht auf illoyale Betätigung anführen, wobei man gerne mit in Betracht ziehen mag, daß eine kriegsführende Regierung selbstverständlich nicht mit übertriebener Vorsicht zu Werke gehen kann.“

Wie verhält es sich nun mit dem Vorwurf der Illoyalität, womit die zahlreichen Internierungen begründet wurden? Diese Schuldfrage betreffend läßt sich D. Epke also vernehmen: „Haben die Missionare oder doch viele von ihnen sich während des Krieges so verhalten, daß sie das anfänglich ihnen geschenkte besondere Vertrauen verscherzten und eine akute Gefahr für die britische Herrschaft in Indien bildeten? Bekanntlich hat die öffentliche Meinung drüben, wenige Stimmen ausgenommen, diese Frage mit Emphase bejaht. Im Volksmund liefen allerlei groteske Gerüchte über die Deutschen, speziell die Missionare, um, welche man das Sathyrspiel zur Tragödie des Krieges nennen möchte. Dem Leipziger Missionar Ruckdäschel wurde z. B. folgendes nachgesagt: er stehe in drahtloser Verbindung mit der ‚Emden‘ (corpus delicti eine Schreibmaschine!); er sei als deutscher Oberstleutnant hoch zu Ross in die Missionsstation eingeritten; das Dach der letzteren sei eine Landungsstelle für Flugzeuge. Rote, grüne und blaue Lichter wollte man bemerkt haben. Der Missionar habe seinen Lehrern den Parademarsch

vorgemacht und ein Maschinengewehr erklärt. Er sänge 'immerzu' 'Die Wacht am Rhein'. Nach Deutschlands Sieg hoffe er Kollektor in Indien zu werden. Er werde von einem Zeppelin nach Deutschland abgeholt werden und dergleichen mehr. Jede Missionsgesellschaft und jeder einzelne Missionar könnte diesen Kostproben vermutlich Gleichwertiges an die Seite setzen. Für die Kriegspychologie des indischen Volkes sind diese Gerüchte ungemein interessant. Mehr hat es indessen zu bedeuten, daß die Presse aller Schattierungen sich zum Mund ähnlicher Anklagen machte, und daß auch offizielle Korporationen sich ihr darin angeschlossen. Wie die Presse mit fanatischem, zum Teil auch erheiterndem Eifer gegen alles Deutsche zu Felde zog, so erkor sie sich bald die deutschen Missionare, welche unter dem besonderen Schutz der Regierung zu stehen schienen, zur bevorzugten Zielscheibe ihrer patriotischen Betätigung. Dieser Eifer hat einen sehr durchsichtigen Hintergrund. Der Krieg bot Indien die erwünschte Gelegenheit, seine Loyalität recht handgreiflich zu beweisen, um später zu gelegener Zeit dem Mutterlande die Rechnung präsentieren zu können. Nach der *Morning Post* vom 21. Juli 1915 richtete die Handelskammer von Madras einen Aufruf an die Regierung, in dem sie darauf hinwies, daß die Missionare ihren außerordentlichen Einfluß auf die Bevölkerung bewußt oder unbewußt dazu benutzen würden, infolge ihres nationalen Vorurteils Zweifel an den englischen Nachrichten zu erwecken, ihr Vaterland zu verherrlichen und die deutsche Politik zu verteidigen. In den Bemerkungen, welche die Redaktion daran knüpfte, wurden gerade die frömmsten Missionare als besonders gefährlich bezeichnet. Daß auch christliche Blätter, besonders der *Christian Patriot*, *Bombay Guardian*, das *Christian College Magazine* in Madras, der *Christian Interpreter* in Puna u. a. m., sowie englische Missionare sich an dieser Preßbeize beteiligten, ist besonders betrüblich. In der *Madras Mail* behauptete ein englischer Missionar, die deutschen Missionare hätten versucht, Aufruhr zu verbreiten. Im Jahre 1914 bereits ließen sich in einem Blatt, welches auf den blauen Bergen sozusagen unter den Augen des Generalkommandos der indischen Truppen erscheint, ein 'Missionsfreund' und ein 'Landpfarrer' also vernehmen: alle deutschen Missionare müßten interniert werden, denn für sie sei nach dem Vorgang des Reichskanzlers eine Parole nur ein 'Wisch Papier'. Sie brächten der Jugend in Indien die Meinung bei, Deutschland sei eine gewaltige, unbefiegbare Macht. Acht Arbeiter unter zehn in Deutschland seien Atheisten, das Resultat der rationalistischen Wortverkündung auf fast allen deutschen Kanzeln. Man wisse nicht, wie es in dieser Hinsicht mit den Missionaren stehe. Spione seien jedenfalls unter ihnen. Man kenne nun die Art dieser 'Missionsarbeit' oder die Abteilung der deutschen Regierung, von der sie bis jetzt ihre Bezahlung erhalten hätten. England führe zwar nicht Krieg mit dem höheren Leben der andern Nationen, wohl aber gegen den höllischen Geist, den deutsche Theologen und Pastoren mit ihrem Segen versehen hätten."

„Das schmerzlichste Beispiel bilden aber die bekannt gewordenen Ausführungen Dr. Millers von der schottischen Mission, jenes bedeutenden, im Dienste der Mission ergrauten Schulmannes. Er bemerkte in einem in der *Madras Mail* erschienenen Artikel, die Verfügung, die deutschen Missionare in Freiheit zu lassen, erscheine vom christlichen Standpunkt aus sehr schön, aber der Pfad der Pflicht sei durchaus nicht immer ein angenehmer. Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen, wie sie sind. Je edler der Charakter eines Deutschen und je größer sein Einfluß, um so wahrscheinlicher wird er dem Geist bitterer Feindschaft gegen Großbritannien Raum gewähren, welcher Besitz von seinem Land ergriffen hat, und er wird ein um so gefährlicherer Feind unserer Freiheit werden und der Arbeit, die ganz augenscheinlich Gott unserer Obhut anvertraut hat.“ Zuweilen verwickelte man sich in seltsame Widersprüche. Auf Seite 3 wurde bereits die in sehr warmem Ton gehaltene Kundgebung des Ausschusses zur Vertretung der Missionare in Madras vom 8. September 1915 erwähnt. Sie trägt an erster Stelle die Unterschrift des Bischofs Henry von Madras. In Deutschland, wo man sich dieser Kundgebung aufrichtig gefreut hatte, traute man seinen Augen nicht, als man im Diözesanmagazin einen Hirtenbrief desselben Mannes las, der etwa einen Monat vor jener Kundgebung verfaßt war und einen völlig andern Geist atmete.“ In diesem „Hirtenbrief“ stand zu lesen: „Die Regierung kann nur mit klaren Tatsachen rechnen, und diese führen zu der bedauerlichen Notwendigkeit, jeden unter uns lebenden feindlichen Fremden als einen möglichen Spion zu behandeln und anzunehmen, daß er bei sich bietender Gelegenheit, seinem Land zu dienen und Großbritannien in diesem Kampfe zu schädigen, (dieselbe) mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln benutzen wird. . . . Es ist völlig klar, daß unglücklicherweise keine Alternative überbleiben wird, als die Deutschen wie sittliche und soziale Verbrecher zu behandeln, wenn Deutschland nach dem Kriege die gegenwärtige Regierungsform beibehält und fortführt, das Britische Reich mit Spionen zu pflastern, und bei der alten widerchristlichen Politik verharret und darin noch die blinde und vollherzige Unterstützung des deutschen Volkes erhält. Dann würde es unmöglich sein, weder in Großbritannien noch in unsern Kolonien noch im Indischen Reiche Leute zuzulassen, sei es als Kaufleute oder als Missionare, die einer Regierung ihre herzlichste Sympathie und Unterstützung zuteil werden lassen, die den wohlüberlegten Plan schmiedete, das Britische Reich zu zerstören und die sittlichen Prinzipien der zivilisierten Welt zu unterminieren.“ Nach Anführung dieser und anderer Stellen fährt Opke also fort: „Wir wollen nicht verschweigen, daß der Hirtenbrief auch friedlichere Ausichten kennt, als dieser kurze Auszug erkennen läßt, freilich nur auf Grund der von Herzen erwünschten Niederlage Deutschlands. Wir möchten auch nicht den Vorwurf bewußter Doppelzüngigkeit erheben. Die Kundgebung beruht auf einem Beschluß des Representative Council, während der Hirtenbrief

mehr die persönliche Ansicht des Bischofs wiedergeben mag. Allein wir sehen hier eine Unklarheit des Urteils vor uns, die einen Schluß zuläßt auf die Erregung, in welcher sich die öffentliche Meinung Indiens befand. Ohne Zweifel hatte die Regierung einer so erregten öffentlichen Meinung gegenüber eine ungemein schwierige Stellung. Man hat öfter den Eindruck, daß sie, dem Drucke nachgebend, manchmal schärfer auftrat, als es ihrem eigenen Empfinden und ihrer ursprünglichen Absicht entsprach. Das ist zu verstehen, aber freilich schwer zu rechtfertigen. Wer da weiß, wie das allgemeine Urteil in Kampfeszeiten getrübt ist, wie es die Tatsachen durch die Parteilbrille zu betrachten oder gar absichtlich zu verdrehen pflegt, der wird die unkontrollierbaren Gerüchte des Volksmundes und die Brandartikel der Presse nimmermehr als entscheidende Beweise anerkennen, um Männer und Frauen, die sich jahrzehntelang zugestandenmaßen um ein Land hochverdient gemacht haben, in Anklagezustand zu versetzen.“

Die Schuldfrage betreffend verbreitet sich D. Öpfe des weiteren also: „Der einfachste Weg zur Klarheit wäre es gewesen, wenn die Regierung jeden einzelnen Fall in einem ordnungsmäßigen Verfahren behandelt und das so gewonnene Beweismaterial der Öffentlichkeit übergeben hätte. Davon ist indessen wenig bekannt geworden.¹⁾ Meist erfolgte die Verhaftung ohne Grundangabe. Wo es wirklich zu geordneter Untersuchung kam, wurde in einzelnen Fällen die Unschuld der Missionare ans Licht gebracht.²⁾ Gewöhnlich aber scheint gar keine eigentliche Untersuchung veranstaltet worden zu sein, obwohl die Regierung immer wieder erklärte, daß jeder Fall individuell behandelt worden sei. (‘‘It has been found necessary in a number of instances to make the restraints more strict than was at first directed, but this has been done on consideration of individual facts and circumstances’’, lautet die Erklärung der Regierung in Simla vom 13. August 1915.) Auch die *Church Missionary Review* erklärte gelegentlich sehr bestimmt, der Edelmut der Regierung gegen die Missionare sei von diesen nicht mit Loyalität vergolten worden, und durch das unkluge und taktlose Gebahren der deutschen Missionare sei die Regierung endlich zu härteren Maßregeln gezwungen worden, vermochte aber keinen andern Beweis dafür anzuführen als eine Äußerung eines zu einer deutschen Mission gehörigen eingebornen Christen, der gesagt haben sollte, Indien würde unter deutsche Herrschaft kommen, und es würde daher nichts ausmachen,

1) „Die Regierung untersucht grundsätzlich derartige Verleumdungen nicht, trifft aber Maßregeln, als ob die Sache erwiesen wäre.“ *Bombay Guardian*, nach „Mtg. Miss.-Zeitschr.“ 1915, S. 261.

2) So z. B. laut handschriftlichen Berichtes bei dem Leipziger Missionar Rannegieser. Vgl. auch Förtsch, S. 10, über die Missionarinnen in Burju. Laut *Church Miss. Review* 1917, S. 92, wurden die gegen die britischen Missionare in Berega (Deutsch-Ostafrika) erhobenen Anklagen von einer aus drei Offizieren bestehenden Kommission untersucht, was zur Entlastung der Missionare führte.

wenn sie die englische Polizei aus dem Lande trieben. Auf eine Aufforderung des „Ev. Miss.=Magazins“, endlich ernst zu nehmende Weise öffentlich vorzubringen, blieb die *Church Missionary Review* die Antwort schuldig, zog sich aber später gegenüber einem der ‚gedankenvollsten‘ (so die *Church Missionary Review*) indischen Missionschriftsteller, der behauptet hatte, die deutschen Missionare hätten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das missionarische Interesse obenan gestellt und bei aller Sympathie für ihr Vaterland die Gastfreundschaft der indischen Regierung in keiner Weise mißbraucht, darauf zurück, daß sie auf zukünftige Enthüllungen der Regierung verwies. Der Herausgeber des *Harvest Field*, Gulliford, erklärte dagegen in der Augustnummer 1915 seines Blattes, es sei auch nicht in einem einzigen Fall nachgewiesen, daß die deutschen Missionare in Indien irgend etwas gesagt oder getan hätten, was für die britische Regierung eine Gefahr bedeute. Ähnlich äußerte sich in derselben Nummer des Blattes der bekannte Londoner Missionar Lucas: es sei nicht im geringsten bewiesen, daß die deutschen Missionare eine Abteilung einer politischen Organisation, die im Interesse der deutschen Regierung wirke, seien. Die Regierung habe keinen Grund für ein derartiges Mißtrauen geltend gemacht. Es sei nie bewiesen worden, daß die englische Gastfreundschaft von den deutschen Missionaren mißbraucht worden sei. Ein ähnliches Zeugnis hat ferner der Londoner Missionar Garman in Gooth in einem ‚Eingefandt‘ an die *Madras Mail* vom 7. Juli 1915 abgelegt. . . . Mächtig urteilende Männer auch auf der Gegenseite sagen: Es sind keinerlei Beweise beigebracht. Trotz alledem zweifeln wir keineswegs daran, daß die Regierung gewisse ‚Beweise‘ in Händen zu haben meinte. Aufgefangene Privatbriefe mit unvorsichtigen Äußerungen, die aber nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, Aussagen der mit der Überwachung der Deutschen betrauten Polizeiorgane, mündliche oder schriftliche Anzeigen, die bei der Regierung einliefen, letztere vielfach wohl ohne Namen des Einsenders: das und manches andere werden die Beweise gewesen sein, auf welche die Regierung sich stützte. Es mag zugegeben werden, daß sie dabei vielfach in gutem Glauben handeln mochte. In einzelnen Fällen vermögen wir jedoch den tatsächlichen Wert dieser Beweise noch nachzuprüfen. Ein besonderes Paradestück war der Brief eines Deutsch-Amerikaners an einen Mohammedaner in Indien, welcher offenbar zum Aufruhr reizte. Der Verfasser des Briefes sollte nahe Beziehungen zu einer der in Indien arbeitenden deutschen Missionsgesellschaften haben. Daran war etwas Wahres. Es handelte sich um einen früheren Missionar der betreffenden Gesellschaft, einen hochbegabten, aber leidenschaftlichen und unbefonnenen Mann. Die Gesellschaft hatte jedoch ihr Verhältnis zu ihm bereits längere Zeit vorher, wie wir aus sicherster Quelle wissen, wegen sittlicher Verfehlungen gelöst, trägt also für seine zudem völlig privaten Äußerungen keinerlei Verantwortung. — Ein anderes Beispiel. Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ berichtete von einem

am 13. September 1914 in der Kalkuttaer Zeitung *Statesman* veröffentlichten Brief, der Deutschlands Niederlage prophezeite. Unterzeichnet war derselbe mit dem Namen des Gohnerschen Missionars Wüste. Dieser sandte sofort am Tage nach dem Erscheinen des Nachwerks einen Protest an die Redaktion des *Statesman* und erklärte, daß er den Brief nicht geschrieben habe, und daß die Zeitung offenbar durch einen böswilligen Fälscher getäuscht worden sei. Dieser Protest ist auch vom *Statesman* veröffentlicht worden. Dagegen hat ihn keine der vielen andern indischen Zeitungen abgedruckt, die mit Eifer den gefälschten Brief wiedergegeben haben. Wer bürgt uns dafür, daß man nicht in andern Fällen Briefe erfonnen und mit der Unterschrift deutscher Missionare versehen hat, um dieselben zu belästigen und ihre Schuld zu beweisen? — Mit was für Mitteln gearbeitet wurde, zeigt auch folgende Begebenheit. Zu dem Leipziger Missionar Hammitzsch kam eines Sonntags nach dem Gottesdienst ein junger Brahmane, ein gebildeter Mann mit gewandten Manieren. Er gab an, von der Predigt ergriffen zu sein und dem Christentum näher treten zu wollen. Der erfahrene Missionar ist bekanntlich solchen Äußerungen gegenüber, besonders aus Brahmanenmunde, ungemein mißtrauisch. Der Sprecher wurde indessen zu einer Unterredung in die Wohnung des Missionars beschieden. Mitten im Lauf der religiösen Unterhaltung lenkte er plötzlich das Gespräch auf politische Dinge. Der Missionar merkte die Absicht und schwieg. Da stellte der andere sich unter ein Bild des Gekreuzigten, das an der Wand des Zimmers hing, und sprach, scheinbar in tiefer Ergriffenheit: „O Jesu, mein Heiland!“ Dadurch hoffte er die Wachsamkeit des Missionars einzuschläfern, was ihm jedoch keineswegs gelang. Er mußte unverrichteter Sache abziehen. Wer kann sagen, ob es nicht hier und da gelungen ist, durch solche und ähnliche Mittel aus den Männern, die unter dem täglichen Druck der Kollision ihres patriotischen Gefühls mit der missionarischen Pflicht standen, Äußerungen herauszulocken, die sich zu einem Verdachtsmoment aufbauen ließen? . . . Besonders schmerzhaft ist es, daß falsche Angeber zum Teil auch in den Reihen der eingebornen Christen, ja Missionsbeamten gesucht werden müssen. Und doch ist gerade dies für den, der das Menschenherz kennt, in hohem Grade verständlich. Ein Missionar hatte etwa gegen einen eingebornen Lehrer mit Strenge vorgehen müssen. Der Groll war längere Zeit hindurch tief im Herzen genährt worden. Nun war die Gelegenheit zur Rache da. Ein Wink an die Behörde und der unbequeme Mann saß hinter Schloß und Riegel. Der Leipziger Missionar Kannegießer berichtet von Lehrern, welche ihn und sogar eingeborne Kollegen durch Anschwärzungen bei der Polizei ins camp zu bringen suchten. Durch Nachforschungen der Polizei wurde die Absicht vereitelt. Ein anderer Leipziger Missionar aber glaubt heute noch bestimmt, seine Internierung auf die Anzeige eines Lehrers und eines Brahmanen, der Missionsland widerrechtlich bebaut hatte, zurückführen zu müssen. Auch die Basler Missionare scheinen

das Opfer von Verleumdungen geworden zu sein. Daraus wird sich das strenge Vorgehen der Regierung gerade gegen sie zum größten Teil erklären.“

„Es liegt etwas Tragisches in der Verwicklung, der unsere Landsleute zum Opfer gefallen sind. Die Regierung befand sich gewiß in schwieriger Lage. Sollte sie den Angaben der eigenen Landesfinder, dem Urteil erfahrener, selbst missionsfreundlicher Männer mißtrauen und den Landfremden glauben? Sie konnte vielleicht wirklich zu dem Eindruck kommen, daß unter den Männern, die man bisher für Wohltäter des Landes gehalten hatte, gefährliche Elemente sich befanden. Und wer wollte sie dann mit Sicherheit aus den übrigen, vielleicht unschuldigen Männern und Frauen herausfinden? Die Regierung war für die Sicherheit des Landes verantwortlich. Tat sie nicht besser, jede mögliche Vorsicht anzuwenden? War es nicht, mit Dr. Miller zu reden, am Ende für die deutschen Missionare selbst eine Wohltat, wenn sie der Verfolgung, ihre Stellung zu mißbrauchen, entnommen wurden? So sehr dies alles gewürdigt werden muß und auch auf deutscher Seite gewürdigt worden ist,³⁾ wir können die indischen Behörden doch nicht ganz von Schuld freisprechen. Kannten sie Indien nicht? Wußten sie nicht, wie der Missionar dort überhaupt unlauiert ist? Hatten sie keine Ahnung davon, daß der Brahmane sich so leicht keine Gelegenheit entgehen läßt, der christlichen Mission etwas am Zeuge zu flicken, und daß er dabei jederzeit auf Bundesgenossen hoffen darf?⁴⁾ War ihnen nicht bekannt, wie nationale Leidenschaft den Blick zu trüben vermag? Hätten sie nicht die Pflicht gehabt, sich ihr klares Urteil zu bewahren, wie dies in einzelnen Fällen ja erfreulicherweise geschehen ist? Schon aus der Vergangenheit wäre einiges zu lernen gewesen. Es hat nicht viele Unruhen in Indien gegeben, für die man nicht irgendwie die Mission, früher auch die englische, verantwortlich gemacht hätte. Wir erinnern nur an die Sipahi-Revolte in Bellur im Jahre 1806 und an den Militäraufstand im Jahre 1857. In beiden Fällen sollte die Mission das Übel verschuldet haben. Neuangekommene Missionare wurden nach Hause geschickt, einer sogar ins Gefängnis der eingebornen Verbrecher geworfen. Ein Mitglied des Parlaments beantragte 1806, daß alle Missionare ausgewiesen und keine heiligen Schriften mehr hinausgesandt werden sollten. Die literarische Polemik kannte keine Grenzen der Gehässigkeit, so daß zuletzt kein Geringerer als Southey, der Biograph Nelsons, für die Missionare in die Schranken trat. 1857 soll einer der

3) Vgl. „Allg. Miss.-Zeitschr.“ 1916, S. 341: „... man kann einer Regierung in ernstester politischer Lage Schutzmaßnahmen nicht verdenken und darf nicht einmal mit ihr darüber rechten, ob ihre Besorgnisse und die entsprechenden Anordnungen übertrieben seien. Sie trägt die Verantwortung, und auch ein gut Stück Nervosität mag man ihr zugute halten“.

4) Frau Besant hegte laut der „Allg. Miss.-Zeitschr.“ 1915, S. 262, auch gegen die deutschen Missionare — im Bunde mit englischen Missionaren.

Direktoren der Ostindischen Kompanie beim Ausbruch des Aufstandes ausgerufen haben: „Gottlob, nun wird man endlich diese verdamnten Heiligen los werden!“ Und doch waren die wirklichen Gründe der Unruhen derart, daß man sie in der eigenen Nähe hätte suchen sollen. Der Vorwurf gegen die Mission war ohne jeden Sinn. Es sind im Sipahi-Aufstand wenige Christen und noch weniger Missionare angekommen. Dort, wo das christliche Prinzip durchgeführt wurde, blieb es ruhig; dagegen brach der Sturm unter den Sipahi los, von denen man ängstlich alles Christliche ferngehalten hatte.⁵⁾ Das sind längst bekannte Tatsachen, die auch auf englischer Seite, mindestens in besonnenen Kreisen, wohl nicht geleugnet werden. Heute ist das Bild ganz ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß nationale Leidenschaft den Funken ins Pulverfaß geworfen hat und die Explosion sich daher gegen einen ganz bestimmten Teil des indischen Missionswesens richtet. Der „Englishman“ in Kalkutta hat den wehrlosen (sohnerischen) Missionaren gegenüber behauptet, sie hätten schon vor Jahren Landesverrat gepredigt. Man vergleiche damit folgendes. Unter den Kols pflegt von Zeit zu Zeit der Sadarismus, eine schon Jahrzehnte bestehende, schwarzgeistige, national-sozialistisch-revolutionäre Bewegung, aufzutreten, so auch während des jüngsten Krieges. Die Führer erklärten bei dieser Gelegenheit, das Dekret, wonach die Mitglieder der Bewegung die Regierung übernehmen sollten, sei bereits unterzeichnet, solange sie aber nicht Christen geworden seien, könne es ihnen nicht ausgeliefert werden. Das hatte zur Folge, daß 60 Männer als Abgesandte von 500 Familien auf der Missionsstation erschienen und sich bereit erklärten, Christen zu werden. Der Missionar aber erklärte allem Drängen zum Trotz, daß die Mission mit dieser Bewegung nichts zu schaffen habe. Bald nach der Wegführung der deutschen Missionare gährte es wieder in Tschota Nagpur unter den Uraon sehr bedenklich, so daß es beinahe zum Aufruhr kam. Da die Aufständischen unter anderm auch den deutschen Kaiser anbeteten, lag der Verdacht auf deutsche Beeinflussung nahe. Aber was schreibt der offizielle Polizeibericht der Regierung? (Vgl. *Madras Mail*, 25. März 1916, Suppl.) „Die Aufregung unter den Uraon wurde zweifellos vermehrt durch die allgemeine Atmosphäre von „unrest“, die der Krieg veranlaßt hat, und durch die Entfernung der Mitglieder der „German Ev. Luth. Mission“, die bisher unter ihnen gearbeitet hat. Die jungen Leute fingen an, in ihren Dörfern bei Nacht

5) Vgl. Frohnmeyer, „Die Stellung der britischen Regierung zur Mission in Indien“, S. 13 f. 28 f. Einer der einflußreichsten Beamten in Indien schrieb damals, wie das *Harvest Field* bemerkt, an den bekannten Basler Missionar Sebich: „Die letzten Vorkommnisse haben mich überzeugt, daß nur das Evangelium diesem Lande dauernden Frieden bringen kann. Nur durch die Arbeit der Missionare kann Indien ein bleibender Gewinn zuteil werden. Möge Sie Gott Ihrer Mission noch lange erhalten!“ (Ev. Miss.-Mag. 1915, S. 501.)

geheime Zusammenkünfte zu veranstalten, und in den Manthras lehrte immer der Name des deutschen Kaisers wieder, obwohl kein Anlaß zu dem Verdacht vorliegt, daß die deutschen Missionare dafür verantwortlich seien.⁶⁾ Eine ebenso gewichtige Stimme ist die des Bischofs der S. P. G. von Ischota Nagpur. Er schrieb im *Statesman*:⁶⁾ „Ich kenne die Bewegung von ihren Anfängen und kann die amtliche Erklärung nur bestätigen. Die Beweggründe waren verworren; aber die Anrufung des deutschen Kaisers erklärt sich einfach. Die Uraon riefen jede ihnen bekannte, persönliche oder physische Kraft um Hilfe an: Autos, Räder, Dampfschiffe, Nationalhelden und — der deutsche Kaiser sollten ihnen beistehen, die Bhuten zu vertreiben und den Grundbesitz wiederzuerlangen. Es war natürlich, daß sie eine Person anriefen, von der sie so viel in den Zeitungen, zumal auch in keineswegs England freundlichen Hinduzeitungen, lasen. Die Bewegung war antichristlich; die Christen waren früher von dem Besuch der Versammlungen ausgeschlossen und erhalten erst neuerdings manchmal Zutritt. Wie die „Erklärung“ der Regierung mitteilt, hat die Entfernung der Missionare die Bewegung gestärkt; die Ideenassoziation dabei war interessant. Die Deutschen sind weg. Die Briten werden demnächst folgen. Laßt uns die Gelegenheit wahrnehmen, ehe eine neue Macht das Land in Besitz nimmt!“ Also nicht die Anwesenheit, sondern die Entfernung der deutschen Missionare wirkte aufreizend!“

„Derjelbe Bischof Westcott ist auch sonst bekanntlich für die Unschädlichkeit der deutschen Missionare eingetreten. In dem amtlichen Organ seiner Diözese legte er aus zehnjähriger Erfahrung heraus folgendes edelmütige Zeugnis ab:⁷⁾ „Daß die deutschen Missionare ihre Lage hier benutzt hätten, um die Autorität der Regierung zu untergraben oder um im Gegensatz zu den britischen deutsche Interessen zu pflegen, ist meiner Überzeugung nach durchaus falsch. Sie haben die Kinder in der Schule die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit gelehrt; sie haben sie auch ihren Gemeinden in den Kirchen eingeprägt. Sie haben Festtage wie Empire Day und des Königs Geburtstag vielleicht sogar gewissenhafter gefeiert als manchmal wir in der englischen Mission. Seit dem Kriegeausbruch ist trotz der sehr schwierigen Verhältnisse ihr Benehmen völlig korrekt gewesen. Nur einer aus ihrer Zahl hat seine Zunge nicht ganz im Zaume gehalten und ist deswegen interniert worden. Die andern haben sich trotz starker Reizung durch eine feindliche Umgebung und trotz vieler schmerzlichen Verluste (ich glaube, es ist keiner unter ihnen, der nicht den Tod naher Verwandter an der Front zu beklagen hätte), selbst mit stark verkürzten Mitteln bemüht, die Missionsarbeit fortzuführen. Als schließlich der Befehl

6) *Madras Mail*, 30. März 1916.

7) Die *Church Missionary Review* war freimütig genug, es abzudrucken. 1916, S. 99.

eintraf, daß sie alle weggeführt werden sollten, und daß ihre Schulen einer ihnen keineswegs sympathischen Mission auszuhandigen seien, haben sie sich fast ohne Ausnahme gegen uns der größten Freundlichkeit und Höflichkeit befleißigt. Sie taten alles, was in ihrer Macht stand, uns die Übernahme der Verwaltung zu erleichtern, obgleich sie wußten, daß sie vielleicht nicht zurückkehren würden. Ihr Präses, Lic. L. J. Stosch, sagte zu mir: „Wir haben unsern Leuten stets die Pflicht der Loyalität gegen die Regierung eingeprägt; was wir sie früher als Vorschrift gelehrt haben, werden wir ihnen nun dadurch eindringlich machen, daß wir das Beispiel willigen Gehorsams gegen die erlassenen Befehle geben.““

„Alles dies gilt dementsprechend auch für die Missionare der übrigen deutschen Gesellschaften. Sie waren wirklich keine revolutionären Leute. Einer der als ‚anstößig und gefährlich‘ internierten Leipziger Missionare z. B. schrieb im Blick auf Indien einige Jahre zuvor im ‚Ev.-Luth. Missionsblatt‘: ‚Für die Gegenwart und nächste Zukunft wird England das Heft in Händen behalten, und ein Glück, daß es so ist.‘ Der Leipziger Missionar Bruker, der russischer Staatsangehöriger ist, zeigte während des Krieges auf den Dörfern Lichtbilder, die daran erinnerten, wieviel es den Kaiser der Indier kostete, sie vor ihren Feinden zu beschützen. Auch das Geleitwort, welches derselbe Missionar den vertriebenen Missionsgeschwistern am 22. November 1915 im engsten Kreise mit auf den Weg gab, atmet wohl ehrlichen Zorn, aber keinerlei revolutionären Geist. ‚Die Regierung trägt‘, heißt es dort, ‚für das, was sie tut, die Verantwortung vor Gott. Wir sind als gute lutherische Christen gewohnt, der Obrigkeit stillzuhalten und zu gehorchen.‘ Klassisch sind auch die Verhaltensmaßregeln für das amtliche Auftreten und den persönlichen Verkehr, welche der Leipziger Kirchenrat laut des Protokolls vom 26. und 27. August 1914 — in den ersten Kriegswochen! — den seiner Ansicht unterstellten Missionaren und Eingebornen gab: Wir legen den Geschwistern nochmals ernstlich ans Herz, bei all ihrem amtlichen Auftreten sowie im persönlichen Verkehr, sei es untereinander, mit Angehörigen anderer Nationen oder mit den Eingebornen, sich der größten Vorsicht zu befleißigen und alles zu vermeiden, was auch nur den Schein einer Agitation oder Stellungnahme gegen die Regierung erwecken könnte. . . . Auch unsern indischen Mitarbeitern und Gemeindegliedern soll es nochmals auf das allerernstlichste eingeschärft werden, daß sie im Gottesdienst sowie bei allem öffentlichen Auftreten und im persönlichen Verkehr sich politischer Äußerungen und Anspielungen zu enthalten haben. Sie sollen auf Grund des vierten Gebots ausdrücklich und im einzelnen darauf hingewiesen werden, was sie als indische Untertanen der britischen Krone, ihrer Obrigkeit und dem Herrscher besonders in dieser Zeit zu leisten schuldig sind.““

(Schluß folgt.)

J. B.

Wie kam es nach der Reformation in der Kirche zum Verfall?

(Schluß.)

Unsere fünfte Antwort auf die Frage, wie es nach der Reformation in der Kirche zum Verfall kam, lautet:

5. Durch den Dreißigjährigen Krieg und durch Einmischung der weltlichen Obrigkeit.

Als Kaiser Karl V. 1552 im Passauer Vertrag und 1555 auf dem Reichstag zu Augsburg den Evangelischen freie Religionsübung gestattete, tat er es nur mit Ingrimme, weil er durch den ihm untreu gewordenen Moritz von Sachsen dazu gezwungen war. Wer da sah, wie er die Feder, womit er soeben die Unterschrift vollzogen hatte, gleich aus Unmut auf dem Tische entzweistampfte, der konnte schwerlich ein Vertrauen zu solchem Frieden fassen; er hatte keine Gewähr. Ebenso verhielt es sich auch mit dem zwischen Papisten und Protestanten geschlossenen Frieden. Die Papisten haben es damit nicht ernstlich gemeint. Grauenhaft sind die Verfolgungsszenen jener Zeit. Heimlich und öffentlich wurden die treuen Bekenner der Wahrheit umgebracht, wo es sich nur irgendwie ausführen ließ. Aber diese grausame Behandlung der Evangelischen häufte den Zündstoff des Hasses übergroß, und es bedurfte nur eines kleinen Fünkchens, da loderte die Flamme des schrecklichen Dreißigjährigen Krieges auf. Derselbe war im tiefsten Grunde eine Zuchtrute Gottes für den großen Abfall in der lutherischen Kirche. Dies spricht auch unser „Lutheraner“ aus mit den Worten: „So mußte auch jener vielfach stattfindende Abfall, wie überhaupt das Erlöschen des ersten Eifers für die reine Lehre und christliches Leben nach der Reformationszeit, den heiligen und gerechten Gott erzürnen und seine Strafe nach sich ziehen; und hierin müssen wir die tiefste Ursache des furchtbaren Dreißigjährigen Krieges suchen.“ (1862, S. 154.)

Diese Strafe Gottes aber war eine schwere. In den ersten zwölf Jahren nach 1618 waren die Papisten böllig Herren der Situation. Kein deutscher Fürst konnte gegen die tüchtigen päpstlichen Heerführer Tilly und Wallenstein ankommen. Diese aber räumten in ganz unerhörter Weise in Deutschland auf. Gleich zu Anfang des Krieges wurden alle evangelischen Prediger schon in den ersten Wochen nach der Schlacht am Weißen Berge gewaltsam aus Böhmen vertrieben. Über 3000 Familien, unter ihnen 250 Adelsgeschlechter, wanderten, weil sie nicht papistisch werden wollten, aus. In vielen Gegenden war bald weit und breit kein evangelischer Pastor mehr zu finden. Kirchliche Handlungen konnten meistens nur in weit entfernten Pfarreien verrichtet werden. Gottes Wort wurde sehr teuer im Lande. „Ob es nun wohl allerorten“, schreibt ein Chronist jener Zeit, „so elend und erbärmlich, auch schrecklich zugegangen, so ist doch bei so vielfältigen Strafen

Gottes (welches denn am meisten zu beklagen) die Welt nicht frömmere, sondern nur ärger und ruchloser geworden; denn obwohl der gerechte Gott wegen unserer vielfältigen Sünden heftig nacheinander auf uns einstürmte, wollte solches doch von dem wenigsten Theil für eine Strafe Gottes, sondern fast nur für eine Gewohnheit gehalten werden. Man erschrak nicht groß mehr. Es ging auch gleich so übel zu, als es wollte, so achtete man es nicht groß mehr. Zudem war auch Freßen, Saufen, Hurerei, Fluchen, Schwören, Stehlen, Rauben, Morden also gemein, daß es fast für keine Sünde und Laster wollte gehalten werden, welches denn meistens daher entstand, weil fast (außer den Städten) an keinem Ort rechter Gottesdienst gehalten, noch in Friede und Ruhe können verrichtet werden, welches dann auch an vielen Orten oft eine lange Zeit ist eingestellt worden. Viele Leute wurden auch verwirrt und gleichsam teuflisch gesinnt wegen Anhörung der Prediger mancherlei Religionen. Zudem waren auch im Lande die Soldaten, von welchen nichts Gutes gelernt wurde. Ingleichen gingen die Schulen zugrunde, und wuchs die Jugend solchergestalt auf, wie denn leider vor Augen.“ Ja, die Strafe Gottes für den großen Abfall war eine schwere. Die sittliche Verwahrlosung nahm furchtbar überhand. Neben den Schrecken des Krieges zogen Troß und wilde Vergeßung in die Seelen. Viele wollten gar nicht mehr glauben, daß ein Gott im Himmel wäre; denn wenn er lebte, würde er solche entsetzliche Gewalt- und Greuelthaten nicht zulassen, als wenn die kaiserlichen Wüteriche wie die wilden Tiere wetteiferten in Erfindung von peinlichen Qualen und Martern, die an den Bürgern verübt wurden. Als nach zwölf Jahren die Schweden kamen, wurde nach dem Tode ihres großen Königs übel nur noch ärger, indem die Schweden an Verwilderung und Grausamkeit schließlich auch den kaiserlichen Kroaten nichts nachgaben. Und als vollends die Franzosen in Deutschland erschienen, war das höchste Maß des Elends erreicht. Alle diese Heere mußte Deutschland ernähren. Hungersnot, Feuer und Pest taten das übrige. Während schon die Friedensunterhandlungen gepflogen wurden, wütete der Krieg unter Rauben und Plündern, unter Sengen und Brennen fort; jede Partei suchte ihren Vorteil und wollte endlich als Sieger dastehen, um möglichst große Forderungen machen zu können. Millionen von Menschen hatte schon der Krieg dahingerafft. Kaum war noch der dritte Theil des Volkes übrig, das vor dem Kriege da war. Berlin hatte zu Ende des Krieges nur noch 300 Einwohner. In einem einzigen Jahre fraß die Pestilenz in der Stadt Eilenburg in Sachsen 8000 Menschen. Martin Rindart, Prediger dieser Stadt, klagte in einem Gedicht: „Vater unser der Elenden, Willst du nicht mehr Vater sein? Willst du gar dein Herz abwenden Von uns, deinen Kinderlein? — Jesu, Jesu, Gottessohn, Der du bist im Himmelsthron, Soll denn nun dein Stuhl auf Erden Ganz und gar gestürzt werden?“

Der große Jammer dieses Krieges war, daß Staat und Kirche unaufhörlich vermischt wurden, und da können Verfolgungen nicht aus-

bleiben. Die Kirche wurde nach und nach immer mehr zur Magd des Staates herabgewürdigt. Der Apap, das ist das umgekehrte Papsttum, wie Valentin Andrea es nannte, schlich sich ein. Es erfüllte sich immer mehr die Weissagung Luthers: „Wo die Fürsten das geistliche und weltliche Regiment ineinandermengen wollen, so helfe uns Gott gnädiglich, daß wir nicht lange leben, auf daß wir solch Unglück nicht sehen; denn da muß alles in der christlichen Religion in Trümmer fallen.“ Dies Wort Luthers hat sich besonders während des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) in wahrhaft erschütternder Weise erfüllt. Es sei darauf hingewiesen, daß an solch verderblicher Vermischung von Staat und Kirche nicht nur die römische, sondern von Anfang an auch die reformierte Kirche schuld war. Schon Zwingli forderte neben dem Predigtamt eine christliche bürgerliche Obrigkeit. Ebenso machte Calvin in seinem „Genfer Gottesstaat“ die Gebote Gottes zur Richtschnur für Gesetzgebung und Verwaltung. Dies ist heute noch ein charakteristischer Zug der reformierten Sekten, daß sie Staat und Kirche, Religion und Politik, miteinander vermischen und zwei grundverschiedene Mächte miteinander verquicken, von denen die eine doch nur geistlichen und himmlischen, die andere aber rein weltlichen Interessen dient. Gottlob, haben wir hier in Amerika im Prinzip noch völlige Trennung zwischen Staat und Kirche. Aber nicht nur die römische Kirche, sondern auch viele reformierte Sekten sind ohne Unterlaß an der Arbeit, uns dieses köstliche Kleinod zu rauben. Wehe, wenn es ihnen je gelingen sollte! Denn da muß, wie Luther sagt, alles in der christlichen Religion in Trümmer fallen. Ein trauriges Beispiel dafür war der schreckliche Dreißigjährige Krieg. Einen Vorschmack davon erhielten wir auch hin und wieder im vergangenen großen Weltkrieg, wo die Kirche vielfach als Zugtier vor den Staatswagen gespannt und gemißbraucht wurde.

6. Durch den Pietismus.

Der furchtbare Dreißigjährige Krieg hatte die deutschen Lande verwüstet und auch das kirchliche Leben untergraben; aber der Herr half auch durch diese Zeit hindurch und gab unserer Kirche nach dem Friedensschluß ein fröhliches Wiederaufblühen. In Frieden konnte sich nun die Kirche eine Zeitlang erbauen. Aber es währte nicht lange, da wurde das reine Wort Gottes gefälscht. Der Pietismus kam zur Herrschaft, der die Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden aus dem Mittelpunkt der Lehre verdrängte und an ihre Stelle die Heiligung setzte. Der Artikel von der Buße und Heiligung wurde übermäßig betont und das Hauptgewicht auf das fromme Leben gelegt, während die reine Lehre zu kurz kam. Die Bekenntnisschriften unserer Kirche wurden von den Pietisten mit Gleichgültigkeit behandelt, und sie unterschieden zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubensartikeln, wodurch in der Kirche aller Willkür Thür und Thor geöffnet wurde. Unstreitig waren die am brandenburgischen Hofe herrschenden Grundsätze der Toleranz

der Hauptgrund, warum Spener im April 1691 von Dresden nach Berlin gezogen wurde. Er galt für deren Vertreter. Die Irrtümer der reformierten Kirche, sagt er, seien mehr in der Theorie als in der Praxis. Das Schicksal der aus Frankreich vertriebenen Reformierten lag ihm schwer auf dem Herzen. Er wollte nicht in ihnen Märtyrer des Irrtums sehen.

Hauptsächlich ist der Pietismus bekannt durch sein Konventikel- oder Versammlungswesen, durch sogenannte Kirchlein in der Kirche. Spener, der Vater des Pietismus, begann, um ein starres, veräußerlichtes Kirchentum zu brechen, die so berühmt gewordenen *collegia pietatis*, Versammlungen zur Frömmigkeit. Zuerst versammelte man sich bei ihm, in seinem Studierzimmer. Jedermann hatte freien Zutritt. Das Unternehmen hatte guten Fortgang. Was Spener längst gewünscht hatte, verwirklichte sich: die ganze Heilige Schrift kam zu Wort, das Evangelium wohnte reichlich in der Gemeinde; das Gewohnheitschristentum jener Zeit wurde in seiner ganzen Hohlheit aufgedeckt und gestraft. Eine allgemeine Bewegung entstand, viele fühlten sich getroffen, viele schlugen in sich; bald gab es unter den Predigern Zwiespalt; etliche wurden Speners eifrige Gegner. Die Besucher der *collegia pietatis* wurden nun schärfer beobachtet; der Spitz- und Spottname Pietist wurde aufgebracht; er sollte zur Bezeichnung eines sektenhaften Unwesens dienen. Und allerdings arteten diese Versammlungen bald aus; viele besuchten nun nur noch solche Versammlungen und gingen nicht mehr zur Kirche. Laien begannen lehrend aufzutreten; in Andachtskreisen, die sich neben den Spenerischen bildeten, kam es zu allerhand Ausschreitungen und verkehrten Äußerungen; selbst Frauen leiteten hie und da solche Versammlungen. Spener selbst mußte infolge eingerissener Unordnungen auf die Auflösung etlicher falsch geleiteten Versammlungen antragen. Die von ihm selbst eingerichteten Versammlungen aufzuheben, dazu ließ er sich aber durch jene traurigen Erfahrungen nicht bewegen. Die Pietisten wurden überall hart angegriffen und verklagt. In Leipzig wurden alle privaten Erbauungsversammlungen verboten; Franke und seine Freunde mußten 1690 Leipzig verlassen; die Konsistorien zu Leipzig und Wittenberg beantragten, daß die des Pietismus verdächtigen Studenten nicht zum Predigtamt zugelassen würden. Carpzov veröffentlichte ein Verzeichnis der pietistischen Irrtümer, Schelwig einen Nachweis von 264 Irrthümern, die er den Pietisten schuld gab. Die öffentliche Meinung wurde immer erhiteter, die Tätigkeit der Obrigkeit durch fortgesetzte Angebereien in Atem erhalten, Zeugenverhöre und Gerichtsverhandlungen breiteten die Aufregung weiter aus. Als die privaten Erbauungsversammlungen in Darmstadt angefeindet wurden, setzte der regierende Landgraf Ernst Ludwig eine Kommission zur Untersuchung ein; diese fiel aber für die Pietisten völlig günstig aus, und nun wurde das Eifern gegen den Pietismus unter sagt. Auch die Kurfürstin Char-

Lotte Sophie redete von den Versammlungen mit großer Achtung; und so gelangte der Pietismus fast überall nach und nach zur Herrschaft.

Mag nun der Pietismus für einzelne noch so segensreich gewesen sein, mag er auf dem Gebiet der Erziehung, der Seelsorge und der Mission noch so viel geleistet haben: auf das Ganze der Kirche hat er zersetzend gewirkt und hat viel zum Verfall der Kirche beigetragen. Besonders wurde dadurch dem Pharisäertum in der Kirche großer Vorschub geleistet. Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als der Pietismus durch hochgestellte Personen zu Macht, Ehre und Ansehen kam, war pietas, Frömmigkeit, das Lösungswort der Zeit geworden. Alles wollte fromm sein und zeigte es in mancherlei Werkerei. Aber leider verzehrte das Feuer dieser unechten Frömmigkeit das Öl des wahren Glaubens. Der wahre Glaube nahm immer mehr ab, und selbst Männer wie Johann Fecht, Salomon Cyprian und Valentin Ernst Löscher konnten dem hereinbrechenden Verderben nicht mehr steuern und wehren. Es brach allertwege mit Macht herein, und die Mauern Zions zerbröckelten immer mehr.

Unsere nächste Antwort auf die Frage, wie es nach der Reformation zum Verfall in der Kirche kam, lautet:

7. Durch den Rationalismus, Materialismus und Unglauben.

Auf den Pietismus folgte der Rationalismus; und das war nur ganz natürlich, da beiden die Geringschätzung der reinen Lehre gemeinsam war. Nach und nach blieb es jedoch nicht bei solcher Geringschätzung, sondern die Schrift wurde als Richterin und Herrin über alle Glaubenslehren abgesetzt, die menschliche Vernunft auf den Thron erhoben und schließlich alle Offenbarung gelehnet. Licht und Aufklärung war nun das Lösungswort. Gottes Wort und das Bekenntnis unserer Kirche wurden verspottet. Gottes Wort und Offenbarung sei ein Wahn! Man wußte nur zu rühmen und zu preisen das herrliche Licht der Vernunft, das jetzt aufgegangen sei. Semler, der Vater des deutschen Rationalismus, hatte es freilich nicht so getwohlt. Er widersetzte sich beharrlich einer Anstellung des radikalen D. Bahrdt in Halle und bekämpfte ernstlich die von Prof. Reinarius abgefaßten „Wolfenbütteler Fragmente“, welche die Stiftung des Christentums auf nackten Betrug zurückführten. Aber an ein Aufhalten war nicht mehr zu denken; er hatte die böse Saat ausgestreut, und nun wucherte sie mächtig empor, und er suchte vergeblich, das Unkraut auszujäten; er hatte Wind gesät und erntete nun Sturm, vor dem ihm selbst bangte, und er starb 1791 gebrochenen Herzens.

Die angesehensten Führer in der Kirche liefen Sturm gegen Bekenntnis und Bibel. Nachdem einmal die abschüssige Bahn betreten war, ging es mit Riesenschritten abwärts. Endlich waren alle Glaubensartikel, vom dreieinigen Gott bis zum Jüngsten Gericht, gestrichen. Die Führer waren Verführer, die Wächter auf Zions Mauern Verräter

geworden. Alles folgte dem Irrlicht der Vernunft und ging unrettbar dem Verderben entgegen. Die reinen Bücher der Kirche, Katechismus und Gesangbuch, Agende, Schulbücher und Erbauungsschriften, wurden gefälscht. Das Ärgste war, daß das hohe Kirchenregiment sorgsam darüber wachte, daß kein gläubiger Pastor in der Kirche angestellt wurde. Wer auf die Frage, ob er noch eine göttliche Offenbarung glaube, mit Ja antwortete, hatte nicht die geringste Aussicht auf Anstellung; wer dagegen in der Philosophie zu Hause war, galt als ein großes Licht. Schon Semler liebäugelte mit Sozinianern und Arminianern ebenso wie mit Papisten; denn die Autorität der Schrift sollte unter allen Umständen gestürzt werden. Die Propheten waren ihm nichts weiter als jüdische Staatssekretäre; die Bibel hielten er und seine Leute für ein dunkles altes Buch, zu dem höchstens die Wissenschaft einen Schlüssel habe. Semler und seine Rationalisten erklärten alles, was ihnen in der Schrift nicht paßte, für „temporelle Aussprüche“. Die heiligen Schriften seien alte Taler, sagte man D.. Wahr ist nach, die zwar fein sind, aber nicht mehr gelten. Der Prediger Reinhard schrieb: „Die Schrift ist dem Rationalisten nicht mehr als jedes andere menschliche Buch.“ (Korresp.-Blatt, 1829, S. 563.) Und man bestritt dies gar nicht mehr. Vulgärer Rationalismus hatte alle Artikel des christlichen Glaubens mit roher Hand abgetan und heidnische Ideen, Naturwissenschaft und Tugendlehre, an deren Stelle gesetzt, wodurch auch nicht eine Seele gesättigt werden konnte. O wie unzählige sind da trostlos und elend, ja vielsach in der schrecklichsten Verzweiflung aus diesem Leben dahingefahren! Der Verfall der Kirche war unaussprechlich groß.

Zuerst zwar kam der Rationalismus vor allem auf den Universitäten zur Herrschaft und Blüte. Das Volk mußte erst wenig von dem sich immer mehr verbreitenden Unglauben, weil sich die rationalistischen Prediger auf der Kanzel immer noch so stellten, als glaubten sie auch an die Bibel. Mit der Zeit aber legten sie diese Zurückhaltung ganz ab. Um das Jahr 1800 waren vom Glauben nur noch Trümmer übriggeblieben. Es erwachte zwar wieder ein neues Glaubensleben; Klaus Harms und andere legten ein gutes Zeugnis ab; aber das Aufblühen dauerte nur höchstens von 1817 bis 1840. Dann ging es wieder rückwärts; bald wurde wieder grober Unglaube gepredigt, das Heer der Spötter nahm zu; auch zeigte sich als Folge des Rationalismus immer mehr der krasseste Materialismus und irdischer Sinn, nicht nur drüben im Lande der Reformation, sondern auch hier in diesem fernem Abendland. Besonders ist durch die Lüge der Evolutionstheorie, die das persönliche Verantwortungsgefühl gegen einen allmächtigen, allwissenden und gerechten Schöpfer beseitigen will, ein neuer verderblicher Materialismus geschaffen worden, der alle modernen Völker durchseucht hat, auch tief in die Kirche unserer Zeit eingedrungen ist. — Nachdem D. Walther in einer Abendvorlesung zuerst auf die große Masse

der Irrgläubigen und dann auf die mächtige Festung des Papsttums gerade auch hier in Amerika hingewiesen hatte, fährt er also fort: „Dazu kommt endlich noch, daß wir offenbar in jener in der Schrift geweissagten letzten Zeit leben, in der Zeit der Religionsspötter, die wie eine Pestilenz immer weiter um sich gegriffen haben in der äußeren Christenheit. Es ist kein Gott, so hallt ihr Geschrei wider. Nieder mit den Kirchen, nieder mit den Kirchenschulen, nieder mit allen Pfaffen! Sie sind noch das einzige Hindernis des goldenen, lange ersehnten Zeitalters allgemeiner Freiheit, Gleichheit und Glückes. Hinweg mit dem Gespenst einer Hölle! Hinweg mit allem trostlosen Trost eines jenseitigen Himmels! Hier ist die Hölle — wir wollen sie ausrotten! Hier, hier ist der Himmel — wir wollen ihn bauen! Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot, und mit dem Tode ist alles aus! Das ist das Bild unserer Zeit.“ (L. u. W. 1888, S. 75.)

Wie aber auch die christliche Jugend von diesem Verderben der letzten, betäubten Zeit immer mehr verschlungen wird, das beschreibt Dr. Sihler im „Lutheraner“ mit den folgenden Worten: „Aber auch die immer tiefere und weitere Verderbung der ehelichen und häuslichen Verhältnisse durch den Teufel und das Fleisch haben wir in schneller Steigerung in der nahen Zukunft zu erwarten. Sieht es doch mit dem herangewachsenen jungen Volk innerhalb der Kirche, ja selbst rechtgläubiger Gemeinden ziemlich bedenklich aus. . . . Die meisten scheinen sich zu begnügen, die Form der reinen Lehre leidlich im Gedächtnis und Verstand zu haben und nicht in offenbaren Werken des Fleisches zu leben. Meines Bedünkens aber fehlt es weit daran, daß sie unberührt blieben von dem Taumel und Schwindelgeist unserer Tage, nämlich von dem kräftigen Gang nach weltförmiger Zerstreuung und Lustbarkeit, von der schlaffen und unsere ganze Zeit aushöhlenden und entnervenden mannigfaltigen Genußsucht, von der Unlust an ernster und beharrlicher Anstrengung in den Werken ihres Berufes, ja sogar von dem Widerwillen und der heimlichen Auflehnung wider die Lehre und Zucht des vierten Gebotes, welche der Teufel jetzt sonderlich über jung und alt als wie einen Strom ausgegossen hat. Sieht es aber also mit der Masse des jungen Volkes aus, das doch noch unter der Pflege und Zucht der lauterer und reinen Lehre des göttlichen Wortes steht, und läßt es sich an, daß trotz aller Lehre und Wehre das Fleisch immer weiter um sich greife, was ist da von den Jünglingen und Jungfrauen zu erwarten, die sich außerhalb dieser Zucht und Pflege befinden? Da ist nichts anderes zu erwarten, als daß die gottlosen, leichtfertigen, fleischlichen Ehehindernisse immer allgemeiner werden. Daß aber aus solchen notwendig und folgerichtig eine immer tiefere und allgemeiner verderbte Kinderzucht sich entwickeln müsse, liegt auf der Hand; und wiederum, daß aus dieser eine Flut des Verderbens über Kirche und Staat kommen müsse, ist klar und offenbar. Summa, wohin wir auch schauen und mit Recht aus den Zeichen der Zeit auf die nahe bevorstehende Zukunft

schließen, so scheint die Zeit nahe vorhanden zu sein, da auf allen Gebieten des Lebens der Teufel, der Fürst dieser Welt, sein Volk, die Kinder des Unglaubens, deren Zahl ist wie der Sand am Meer, zu Haufen versammelt zum allgemeinen Kampf wider das arme Häuflein der Gläubigen, die kleine Herde, um sie, wo möglich, gänzlich auszurotten und zu vertilgen.“ (1863, S. 59 f.)

Ferner kam es in der Kirche zum Verfall

8. Durch die neuere Theologie.

Die deutschländische konfessionelle Theologie ist seit Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Riesenschritten rückwärtsgegangen. Und auch in Amerika gibt es nicht viele namhafte Theologen, die wirklich in allen Stücken bei der Schrift geblieben und vom lutherischen Bekenntnis nicht abgewichen sind. Wohl machen noch immer Tausende Anspruch darauf, echte lutherische Theologen zu sein; wenn man sie aber fragt, ob sie die Lehre der lutherischen Bekenntnisschriften glauben, lehren, bekennen und sie wider alle Gegenlehre verteidigen wollen, so antworten sie verächtlich: Wir lassen uns unser Gewissen nicht so eng binden; wir lassen uns nicht auf den Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts zurückzwingen; sollen wir die großen Errungenschaften unserer Forschungen aufgeben? Nimmermehr! sondern die Theologie muß fortschreiten. Sie halten sich für weit erhaben über die Theologie des sechzehnten Jahrhunderts. Fortschritt, Fortentwicklung, das ist die Parole auch dieser modernen lutherischen Theologie. „Vorwärts müssen wir, wenn uns das Wohl unserer Kirche und unserer Theologie am Herzen liegt“, betont Prof. D. Frank in Erlangen. Und was versteht er unter solchem Fortschritt? Die altkirchliche Inspirationslehre erklärt er schlechterdings für unhaltbar; Propheten und Apostel haben wohl über göttliche Dinge geschrieben, aber diese Tätigkeit selbst, daß sie eben diese Schriften verfaßten, war Menschenwerk; die Heilige Schrift ist keineswegs das, als was sie der Kirche gilt, ist nicht nach Inhalt und Form vom Heiligen Geist eingegeben, ist nicht Gottes Wort im eigentlichen Sinn; kurz, sie ist nicht unfehlbar. Luthardt lehrt, daß man nicht sagen dürfe: „Die Schrift ist Gottes Wort“, sondern daß die Schrift Gottes Wort nur enthalte. Diedhoff will auch der Schrift das „Irren ist menschlich“ bewahrt wissen. — Was also die neuere Theologie bietet, ist kein Fortschritt auf dem alten Grunde, keine bloße Fortentwicklung der Lehre des Bekenntnisses, sondern eine Lehre, welche der Lehre des Bekenntnisses direkt widerspricht. Unser Bekenntnis gibt nicht zu, daß die Schrift irgendeinen Irrtum enthält oder sich zu den falschen Vorstellungen des Volkes herabläßt. Mit der Behauptung der modernen Theologie, daß in den göttlichen wahren Inhalt der Schrift auch menschlich Irriges eingestreut sich finde, indem sich der Heilige Geist zu der Fassungskraft des einfältigen Volkes herablasse, heißt nicht nur einen Teil, sondern das Ganze der Schrift wankend und schwankend machen. Der Abfall der modernen Theologie

von der geoffenbarten göttlichen Wahrheit ist immer vollständiger geworden. Der tiefste Grund dieses Abfalls aber liegt in der völligen Umwandlung der christlichen Religion in eine menschliche Wissenschaft. Die moderne Theologie will nicht mehr ein *habitus practicus theosodotos* sein, wie die alten Theologen es faßten, sondern sie erklärt die Theologie für eine Wissenschaft. Weil sie aber die Theologie selbst für eine bloße Wissenschaft hält und sie philosophisch-rationalistisch behandelt, so kann ihre Theologie natürlich nicht anders als durch und durch verkehrt sein. Der Definition unserer alten lutherischen Theologen, wonach die Theologie eine Tüchtigkeit ist, vermittels des Wortes Gottes Sünder zur Seligkeit zu führen, widersprechen die neueren Theologen entschieden und sagen, sie sei wissenschaftlich unhaltbar. Sie unterscheiden zwischen Theologie und kirchlicher Heilsverkündigung. Diese, die Heilsverkündigung, habe die christlichen Lehren der Gemeinde vorzulegen, insofern sie durch den Glauben aufzufassen sind; die Theologie dagegen müsse das von der Gemeinde Geglaubte dem denkenden Verstande wissenschaftlich vermitteln.

Die neuere wissenschaftliche Theologie will grundsätzlich die Geheimnisse in der Theologie dem denkenden Geist oder der menschlichen Vernunft aufklären und vermitteln. Was aber dabei herauskommt, ist ganz erschrecklich. Dafür ist schon Melanchthon ein warnendes Beispiel. Auf die Frage der Vernunft: Woher kommt es, daß die einen vor den andern selig werden? gab er die Erklärung oder Vermittlung, daß in den beiden ein verschiedenes Handeln sei, daß sich der eine im Vergleich mit dem andern besser oder schlechter verhalte. Und die neueren Vermittler haben es endlich dahin gebracht, daß fast kein Artikel des schriftgemäßen Bekenntnisses unangetastet stehen geblieben ist. Der Artikel von der Person Christi, Art. VII und VIII der Konkordienformel, ist durch die moderne Aenose verstümmelt und verfälscht worden; von der Kirche und deren Amt und Regiment lehrt man auf romanisierende Weise; die ganze neuere Theologie ist vom Chiliasmus durchseucht. Nach der Ritsch'schen Versöhnungslehre ist Christus nur ein helleuchtendes Vorbild göttlicher Liebesäußerung, wodurch der Mensch bewogen wird, seine Feindschaft gegen Gott aufzugeben und sich selbst mit ihm zu versöhnen. Hierdurch wird aber das spezifisch Christliche aufgehoben und die biblische Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott umgestoßen. Hierin fand aber Ritschl leider viele moderne Nachbeter und Nachtreter. Ja, gerade auch die Lehre von der Rechtfertigung, nämlich die Lehre, daß ein Mensch allein aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben vor Gott gerecht und selig wird, diese Grundlehre der Heiligen Schrift, die einst „das Herz des deutschen Volkes getroffen hat“, ist von dieser Pseudotheologie angetastet worden, und damit hat man das Herz des lutherischen Christenvolkes tödlich verwundet. „Auf diesem Artikel stehet alles“, sagt Luther in den Schmalkaldischen Artikeln. „Darum müssen wir des gar gewiß

sein und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren, und behält Papst und Teufel und alles wider uns den Sieg." Die Theorie der neueren Theologie aber von der Selbstentscheidung des Menschen, daß die Gnade Gottes den Willen des Menschen entbinde und instand setze, nun sich frei, selbständig für oder wider Christum zu entscheiden, ist schnurstracks wider jene Zentrallehre des Christentums und raubt den betrübten Herzen alle christliche Heilsgewißheit und den wahren, beständigen Trost.

Die moderne Theologie ist nichts anderes als ein großartiger, allseitig durchgeführter, offenkundiger Abfall von der Schrift und dem lutherischen Bekenntnis. Was soll man aber sagen, wenn sich diese Verführer gern als Fackelträger des wahren Luthertums bewundern und verehren lassen! Es ist eine unglaubliche Verblendung über diese Männer ausgegossen. Aber die Verführung gelang ihnen leider nur zu gut. Besonders das arme junge Volk, die studierenden jungen Leute, fallen als neugierige Athener gerade auf diese Fündlein und werden durch die Zaubermörter „Vernunft“, „Aufklärung“, „Licht“, „Wissenschaft“ von ihnen bezaubert und verstrickt. Und das Volk im großen und ganzen ist blind geworden. Bis vor etlichen Jahrzehnten wurde noch überall, wo landeskirchliche Lutheraner sich versammelten, der Notschrei bedrängter Gewissen hörbar; man protestierte doch noch wenigstens und forderte Abstellung der kirchlichen Schäden. Aber allmählich haben die Gewissen sich beruhigt, obgleich keine Besserung der Zustände eintrat; das Volk ist nun abgestumpft. Wie völlig abgestumpft es ist, zeigte sich schon im Jahre 1868, als der treue lutherische Pastor Gustav Knaf in Berlin so schmähsch verhöhnt wurde, weil er die Weltanschauung der Bibel verteidigte. Prof. Risco, damals einer der hervorragendsten Vertreter der neueren wissenschaftlichen Theologie, hatte in seinem Referat auf der Friedrichswerderschen Synode behauptet: „Die Naturwissenschaften haben das Weltbild der biblischen Schriftsteller durch ein anderes ersetzt, in welchem für das die Weltgesetze durchbrechende Wunder keine Stelle blieb.“ Gegen diesen Vortrag Riscos legte P. Knaf mit zwölf andern Pastoren und fünf Gemeindegliedern Protest ein. Risco wollte nun klar zeigen, daß man der Bibel nicht in allen Stücken glauben könne, und hielt Knaf entgegen, er werde doch z. B. schwerlich mit der Bibel glauben, daß die Erde feststehe und die Sonne sich um dieselbe bewege. Knaf erwiderte darauf: „Ja, dies tue ich; ich kenne keine andere Weltanschauung als die der Heiligen Schrift!“ Nun kam ganz Berlin aus dem Häuschen, und P. Knaf wurde mit Schmähungen förmlich überhäuft. Der berühmte Virchow erklärte Knaf für unwürdig, jemals wieder eine Kanzel zu besteigen. Als es ihm aber P. Vorberg in Lemgo doch zuließ, mußte dieser dafür zehn Taler Strafe bezahlen. 119 Notabeln aber, darunter Geheimräte, Professoren und Stadtverordnete, vereinigten sich in Berlin zu dem Beschluß: „über die Gesetze der Naturwissenschaften ist die Heilige Schrift nicht maßgebend; die Erde bewegt sich um die Sonne.“ Und damit war die

Sache entschieden. Wie horniert mußte der sein, der das jetzt noch nicht einseh! Die Ehre Berlins, der Stadt der Intelligenz, war nunmehr gerettet. Der von der Afterswissenschaft so hart Verfolgte aber, der in der Naturwissenschaft besser bewandert war als die meisten derer, die ihn verfolgten, dichtete ein feines Lied, worin er zu Gott flehte: „Laß mich gehn, laß mich gehn, Daß ich Jesum möge sehn! Meine Seel' ist voll Verlangen, Ihn auf ewig zu umfassen Und vor seinem Thron zu stehn.“

Wer war aber an solchen Schändlichkeiten anders schuld als die sogenannte moderne wissenschaftliche Theologie? Denn ihnen allen ist gemeinsam, daß sie sich nicht unbedingt dem einfältigen Schriftwort, wie es lautet, unterwerfen wollen. Schriftwort gilt ihnen wie nichts, dagegen ihre „Wissenschaft“ soll Herrin sein. Sie wollen nicht dienen, sondern herrschen. Und was sie reden und schreiben, soll wie vom Himmel herunter geredet sein und soll gelten für jedermann auf Erden. Gemeinsam ist ihnen ferner die sich selbst vergötternde Überschätzung der natürlichen Gaben und Kräfte und der das Studium der Theologie begleitenden Hilfswissenschaften. Sehr richtig charakterisiert sie Dr. Sihler mit den Worten: „Nicht minder ist diesen ‚lutherischen‘ Theologen gemeinsam der läppische Hochmut und die kindische Eitelkeit, in ihren mündlichen Vorträgen wie in ihren Schriften und Schriftlein der neu-modischen Geistreichigkeit nachzujagen, um darin sonderlich ihre alten oder neuen Fündlein an den Mann zu bringen und sich aus den jüngeren Hörern und Lesern einen Anhang anbetender Bewunderer und Verehrer zu verschaffen. Denn jeder hätte nicht übel Lust, daß alle, wie das samaritanische Volk auf Simon Magus, so auf ihn allein sähen, beide klein und groß, und sprächen: ‚Das ist die Kraft Gottes, die da groß ist‘, Apost. 8.“ (Lutheraner 1863, S. 178.) Aber, wie schon gesagt, es gelingt ihnen. Wie geht das zu? Also: „In falscher Lehre, sonderlich wo sich Abfall vollzieht, wirken dämonische Kräfte. Und daß es so weit gekommen ist, hat seinen Grund in der fortgesetzten Verleugnung, welcher sich diejenigen schuldig gemacht haben, denen Gott doch in etwas Licht über lutherische Wahrheit gegeben hatte. Sie haben im Kampf die bessere Erkenntnis den falschen, bösen Prinzipien und Mächten der Zeit, der Philosophie dieses Jahrhunderts, dem Unionismus, den faktischen widergöttlichen Zuständen, Verhältnissen geopfert.“ (Stöckhardt in L. u. W. 1887, S. 346.)

Wie kam es nach der Reformation in der Kirche endlich zum Verfall?

9. Durch morsche Stellen in den Mauern Zions.

Als eine solche morsche Stelle in den Mauern Zions wäre erstlich zu nennen die Vernachlässigung der Gemeindeschulen. Ohne Gemeindeschulen kann die treulutherische Kirche schwerlich auf die Dauer bestehen. Nur wo man Pflege und Sorgfalt auf die christliche Erziehung der Kinder wendet, können Gemeinden recht gedeihen und einen guten, gesegneten Fortgang nehmen. Woher kommt es, daß einst zur Refor-

mationszeit das Evangelium so herrlich aufblühte? Kam es nicht ganz besonders daher, daß durch Luthers gesegnete reformatorische Arbeit bald überall in deutschen Landen auch Schulen, Gemeindeschulen, entstanden, wo die Jugend in Gottes Wort, im Katechismus, unterrichtet wurde? Luther konnte an seinen Kurfürsten schreiben: „Es wächst jetzt heran die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein, mit dem Katechismus oder der Schrift so wohl ausgerüstet, daß mir's in meinem Herzen sanft tut, daß ich sehen kann, wie jetzt junge Knäblein und Mägdlein mehr beten, glauben und reden können von Gott und von Christo, als früher alle Stifte, Klöster und Schulen gekonnt und noch können.“ Nach der Reformationszeit hat man die Gemeindeschulen beibehalten, weil man gar bald merkte, daß die Kirche ohne dieselben nicht gut fertig werden könne. Auch hierzulande hat die lutherische Kirche von Anfang an auf Gemeindeschulen gehalten. Als dann aber nach Mühlenbergs und anderer treuer Prediger Zeiten es mit der Gemeindeschule nicht mehr vorangehen wollte und bei allzu mangelhafter geistlicher Pflege der Jugend ein Geschlecht ums andere heranwuchs, das nicht befestigt und gegründet war in der lutherischen Lehre, da war es, von andern Ursachen abgesehen, auch um das Gedeihen der Kirche geschehen. Und woher kam es z. B. dann später, daß unsere Synode durch Gottes Gnade sehr gewachsen ist? Kam es nicht hauptsächlich daher, daß unsere Väter stets und unermüdet auf den christlichen Unterricht der Jugend hielten und weder Mühe noch Unkosten scheuten, allenthalben christliche Schulen zu gründen, zu pflegen und zu erhalten? Ist nicht das schnelle Wachstum der lutherischen Kirche in diesem Lande überall zurückzuführen gerade auch auf die christliche Erziehung der Jugend? Darum, Gott segne unsere Gemeindeschulen und lasse sie noch recht vielen zum Segen werden! Dadurch wird dem drohenden Verfall der Kirche noch mit am kräftigsten gesteuert werden.

Als eine andere morische Stelle in den Mauern Zions ist zu nennen die Unbekanntschaft mit den Bekenntnissen unserer Kirche. Schon im Jahre 1663 klagt Johann Quistorp, ein Rostocker Theolog, folgendermaßen: „Wir werden alle Augsburgerische Konfessionsverwandte genannt, aber in unsern Landen wird dieses öffentliche Glaubensbekenntnis mit der Jugend weder öffentlich noch privatim getrieben, gleich als wäre es nur um der Gelehrten willen ans Licht gekommen.“ D. Walther bemerkt zu diesen Worten: „In diese Klage haben leider alle treuen Wächter auf den Zinnen unsers lutherischen Zions bis auf den heutigen Tag einstimmen müssen. Tausende und aber Tausende haben sich Lutheraner genannt und nennen sich Lutheraner, die selbst mit der Augsburgerischen Konfession gänzlich unbekannt sind. Diese Unbekanntschaft mit dem allgemeinen Grundbekenntnis und noch mehr mit den andern öffentlichen Bekenntnisschriften unserer Kirche hat die traurige Folge gehabt, daß sich in unsere Kirche falsche Lehrer allenthalben haben eindringen können, daß es sich unser lutherisches Volk hat gefallen

lassen, von diesen falschen Propheten, als seinen Hirten, geweidet zu werden, und daß man in unserer Kirche, ohne bei den Gemeinden einen ernststen Widerstand zu finden, die alten reinen Kirchen- und Schulbücher hat abschaffen und dafür allerlei verfälschte, selbst offenbar gottlose rationalistische Bücher dieser Art, Agenden, Katechismen, Lesebücher und dergleichen, einführen können. Wäre unser lutherisches Volk in den Bekenntnisschriften unserer Kirche bewandert, und angewiesen und gewöhnt gewesen, nach denselben die Lehre ihrer Prediger und der in Kirche und Schule einzuführenden Schriften zu prüfen, so würde unsere Kirche nie in den erschrecklichen Verfall geraten sein, in welchem sie sich jetzt befindet.“ (In der Vorrede zu „Der Konkordienformel Kern und Stern“, 2. Aufl.) Mit diesen Worten spricht Walthers aus, daß es nicht zu dem großen Verfall in der Kirche gekommen wäre, wenn das lutherische Volk besser mit den Bekenntnissen der lutherischen Kirche bekannt gewesen wäre, und er hat darin offenbar recht. Der Verfall der lutherischen Kirche, namentlich in deutschen Landen, den wir jetzt beklagen, würde ohne die Symbole wohl bald nach Luthers Tod erfolgt sein. Weil unsere Kirche aber die reinen Bekenntnisse besaß und fleißig benutzte, konnte zwei Jahrhunderte lang kein offenbar falscher Lehrer in unserer Kirche sich auf die Dauer festsetzen; denn die Prediger wurden feierlich auf die Bekenntnisse verpflichtet, und die Zuhörer prüften sie danach. Daß dann später die falschen Propheten frech und ungestraft in unserer Kirche haufen durften, hat eben darin seinen Grund, daß den Zuhörern die Symbole unserer Kirche unbekannt wurden, indem man sie ihnen absichtlich verdeckte. Diese Unbekanntheit mit den Bekenntnisschriften wurde nun schuld daran, daß die Irrelehrer ihre menschlichen Einfälle als Gottes Wort, das Irrlicht der Vernunft als wahres Licht, an den Mann bringen konnten.

O, es ist gar nicht auszusprechen, wie wichtig es ist, daß unsere Gemeindeglieder mit den Symbolen unserer Kirche bekannt gemacht werden! Gerade jetzt sind die Sekten und falschen Lutheraner denselben besonders feind; von allen Seiten ruft man: „Die Symbole sind ein Glaubenszwang, Machwerke irtumsfähiger Menschen; sie passen nicht mehr in diese aufgeklärte Zeit; sie sind die papiernen Päpste der Lutheraner. Damit stellt ihr menschliche Bücher über Gottes Wort. Darum hinweg mit den Symbolen!“ So rufen jetzt die Sekten und die abgefallenen Lutheraner und insonderheit die Unierten, die sogenannten Evangelischen, mit großer Enttäuschung uns Lutheranern zu. Und der Teufel schürt dazu; er weiß, wenn er uns die Symbole rauben könnte, so hätte er gewonnenes Spiel. Sie sind aber dem Volk so gut wie geraubt, wenn es in Unkenntnis derselben gehalten wird; denn wie kann es dann die Lehre der Prediger danach prüfen? Können sie aber aus den Bekenntnissen unserer Kirche nicht erweisen, was wahre lutherische Lehre ist, so müssen sie schweigen, und die Zerstörer der Kirche können ihr unheilvolles Werk ungehindert treiben. Aber mit den Be-

kenntnissen unserer Kirche wohl bekannt, können sie alle falschen Lutheraner als Betrüger bloßstellen. Wie nötig ist es daher, daß auch alle unsere Gemeindeglieder mit den Symbolen recht bekannt werden! Je mehr unsere guten lutherischen Bekenntnisschriften gehaßt werden, desto werter müssen wir sie halten und desto mehr müssen wir unsere Zuhörer damit bekannt machen. Jeder Lutheraner sollte damit bekannt, ja recht vertraut sein, und sie sollten sich in dem Hause eines jeden Lutheraners befinden. Sehr zu beherzigen sind in diesem Zusammenhang die mahnenden und warnenden Worte Walthers: „Trauet denen nicht, die, gegen unsere Bekenntnisse redend, vorgeben, sie tritten allein gegen Menschenansehen, und sie wollten alle Ehre allein der Bibel gegeben wissen; sie wollten euch täuschen! Sie möchten gern die Mauer stürzen sehen, welche durch die Symbole um die Kirche gezogen ist, damit sie Freiheit haben, Menschenwitz als göttliche Offenbarung einzuschmuggeln, und damit niemand ihnen nachweisen könne, daß sie die Kirche mit Füßen treten, deren Brot sie essen, daß sie darin wohnen und arbeiten, nicht um zu bauen, sondern um niederzureißen.“ (Lutheraner 1849, S. 84.) — Wir schließen diesen Abschnitt mit der Versicherung Selneckers: „Wir können dessen gewiß sein, daß, solange man in diesen und in andern Landen, Kirchen und Schulen über diesem Bekenntnis und Erklärung, so in dem christlichen Konfordinbuch verfaßt, halten wird, so lange wird auch Richtigkeit in Gottes Wort oder in der Lehre, ohne Schwärmerei, neben anderm Segen Gottes bei uns sein und bleiben; sobald aber von demselben richtigen Bekenntnis wird im geringsten abgeseht werden, daß auch Gott, der uns diese große Wohltat noch zuletzt erzeigt hat, von uns absehen und allerlei Lästerung und Schwärmerei unter uns eindreisen lassen werde.“ Wohin es führt, wenn Prediger und Zuhörer sich nicht mehr um das Bekenntnis unserer Kirche kümmern, kann man deutlich sehen an den traurigen Zuständen, die jetzt drüben in den Landeskirchen und hier in den vom reinen Bekenntnis abgefallenen Synoden herrschen. Davor behüte uns Gott in Gnaden!

Als eine morsche Stelle in den Mauern Zions ist drittens zu nennen: es mangelt in unserer Zeit an rechter Erkenntnis des Papsttums. Fast allgemein ist man jetzt von der Lehre unsers Bekenntnisses abgefallen, daß der Papst der rechte, wahre Antichrist ist. Ein Hauptgrund dafür ist dieser, daß man von der Schwärmerei des Chiliasmus bezaubert ist, an ein noch kommendes goldenes Zeitalter und Reich Christi hier auf Erden glaubt und sich nicht finden kann in den Spruch: „Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes gehen.“ Da paßt die Lehre vom Antichristen nicht in den Kram. Andere träumen vom Antichristen als einem großen Weltoberer und greulichen Tyrannen, der sich an die Spitze der Ungläubigen und Religionsspötter stellen und das Christentum abschaffen werde. Nach Gottes Wort aber soll der Antichrist nicht im Staat, sondern in der Kirche, im Tempel Gottes,

herrschen. Auch soll er mit einem großen Schein der Heiligkeit umgeben sein; er soll gebieten, auch zu meiden die Speisen, die Gott geschaffen hat; er soll verbieten, ehelich zu werden; er soll die Christen in seiner Gewalt festhalten durch allerlei lügenhafte Zeichen und Wunder durch Wirkung des Satans. Dies alles paßt aber allein auf den römischen Papst. — Aber, denken viele, halten der Papst und die Seinen nicht auch die Bibel für Gottes Wort und Christum für den Sohn Gottes, und erkennt er nicht auch das Geheimnis der Dreieinigkeit, den Opfertod Jesu Christi, das Sakrament der heiligen Taufe an, und legt er nicht auch oft ein kräftiges Zeugnis ab gegen den Unglauben dieser letzten Zeit? Und in welcher Kirche würde das Symbol des Kreuzes heiliger gehalten als dort? Ist es daher nicht töricht, ihn für den Antichristen zu halten? Wem aber solche Gedanken kommen, der merke: gerade unter dem äußerlichen Symbol des Kreuzes soll der Antichrist die Predigt vom Kreuz aufheben; gerade durch großen christlichen Schein soll er das Christentum vertilgen; eben darin besteht nach der Heiligen Schrift das eigentlich Antichristische; und dies finden wir im Papsttum. Das Papsttum verfälscht nicht nur die Hauptlehren des Christentums, wie ja auch die Sekten tun, sondern das Papsttum verdammt und verflucht das Evangelium. Es ist, wie die Schrift sagt, ein Geheimnis der Bosheit. Dies Geheimnis der Bosheit besteht darin, daß sich mitten in der Christenheit einer aufgeschwungen hat, um unter einem frommen und heiligen Schein das Christentum auszurotten, der mit dem Kreuz den Leuten entgegenkommt, um so die armen Herzen zu täuschen und ihnen Christum und seine Erlösung zu rauben. Aber mangelt es nicht überall, wohin wir auch in der Welt blicken, gerade an dieser Erkenntnis? Wird nicht überall in der protestantischen Kirche romanisiert? Steckt nicht die Episkopalkirche schon eigentlich mit Haut und Haaren in der römischen? Verleugnen nicht auch viele, sehr viele, die noch treue Lutheraner sein wollen, das Bekenntnis unserer Kirche, daß der Papst der rechte, wahre Antichrist ist? Ist das aber nicht ein trauriger Abfall von der Wahrheit?

Als morsche Stelle in den Mauern Zions ist viertens zu nennen das Eindringen der geheimen Gesellschaften. Das Wesen der Welt, das wüfte, unordentliche Wesen, will auch in unsere Gemeinden eindringen, und das tut dem geistlichen Leben Abbruch. Die eitle Lust der Welt hat schon viele Christen betört. Viele, die sicher, lau und faul geworden sind und die Zucht des göttlichen Wortes als eine lästige Fessel fühlen, wollen sich davon freimachen; der Teufel läßt nicht ab und schürt das Feuer und bringt es dahin, daß es auch an groben Irgegnissen nicht fehlt. Allerlei Schäden und Übelstände setzen sich fest, immer mehr stellt man sich der Welt gleich. So kommt es, daß jährlich unzählige lutherische Christen in der Welt Freundschaft verstrickt, in die weltlichen Vereine, in die Logen, hineingezogen werden, die mit dem Christentum unvereinbar sind; denn Logentum und Christentum sind

unvereinbare Gegensätze. Eine christliche Gemeinde, die den Kampf gegen die Logen aufgibt, gibt sich selbst auf. Aber viele sich noch lutherisch nennende Synoden sind jetzt leider schon von Logengliedern überschwemmt. Die Loge ist ganz zu Hause in der Kirche unserer Zeit. Sogar viele Pastoren in lutherischen Synoden gehören dazu, in der Generalsynode, im Generalkonzil und in der Vereinigten Synode im Süden. Wo aber schon eine ganze Anzahl Pastoren zu Logen gehören, wie traurig mag es da erst aussehen unter den Gemeindegliedern! Und wer weiß nicht, wie viele Logengemeinden es unter den lutherischen Norwegern unsers Landes schon gibt! Auch die Synodalkonferenz wird vielerorts schon arg davon bedrängt; so schreibt der selige P. H. Speckhard im „Lutheraner“ 1915, Nr. 20, in einem offenen Brief an einen jungen Amtsbruder folgendes: „Sie klagen mir Ihre liebe Not, die Sie mit Logengliedern haben, die teils schon in der Gemeinde sind, teils in dieselbe einzudringen suchen; Sie sagen, daß, obwohl es zuzeiten den Anschein habe, als ob der Bestand der Gemeinde auf dem Spiel stehe, Sie sich doch nicht entschließen könnten, im Kampfe nachzulassen“ usw. Ja, das Eindringen geheimer Gesellschaften, der Logen, ist eine Hauptgefahr dieser letzten, versuchungsvollen Zeit, und schon manches ist durch diesen Feind von den Mauern Zions abgebrockelt worden. Wie manch einer ist schon durch seinen intimen Verkehr mit Weltleuten zum Abfall von seinem Gott und Glauben verführt worden und in allerlei leichtfertiges Wesen geraten zu seinem zeitlichen und ewigen Schaden und Verderben!

Als morsche Stelle in den Mauern Zions ist fünftens zu nennen die Zersplitterung der Kirche. Wir leben in einer Zeit, wo der verschiedenen Irrtümer und Schwärmereien so viele geworden sind, und in dem Lande, das als die Zufluchtsstätte aller um des Glaubens willen Angefochtenen und als der Sammelpunkt von Leuten aller Länder und Völker auch der Hauptherd und Tummelplatz so vieler Sekten ist, daß wir allenthalben um uns her nur Spaltung und Zersplitterung erblicken. Gibt es doch etwa zweihundert verschiedene Kirchengemeinschaften in unserm Lande, und fortwährend sind neue Sekten im Entstehen begriffen. Welche Zertrennung in der äußeren Christenheit! War schon Luther vor vierhundert Jahren entsetzt über die vielen Sekten und Schwärmereien, wieviel mehr würde er es heute sein, wenn er die lange Liste der kirchlichen Körperschaften sehen würde, die wie das Unkraut aufgeschossen sind und sich wie Unkraut immer mehr ausbreiten. Daß nun aber dadurch die Kirche immer mehr in Verfall geraten muß, ist klar; die greuliche Zersplitterung in der Christenheit kann dem Gedeihen und der Ausbreitung des Reiches Gottes nur zu großem Schaden gereichen. „Lehre und Behre“ schrieb 1897, S. 206: „Die Welt wird durch diese beständig vor sich gehenden Spaltungen und die unwürdigen Zänkereien, welche denselben vielfach voranzugehen, zu folgen und sie zu begleiten pflegen, zum Spott und zur Verachtung gegen Gottes Wort

gereizt. Abgesehen davon, daß, wenn die Christenheit einig wäre, alle Kräfte und Mittel, welche jetzt den Oppositionen dienen, in den Dienst der Ausbreitung des Reiches Gottes gestellt werden könnten, ist die Zersplitterung in der Christenheit auch für sich selber den Missionaren ein Aß am Bein. Wenn Protestanten nach jahrelanger Arbeit endlich die Früchte ihrer Arbeit sehen, so kommen wohl Jesuiten — das wiederholt sich immer wieder —, richten Verwirrung an und zerstören wieder eben aufblühende Missionen. Wir denken, da wir dies schreiben, insbesondere an Madagaskar mit seinen lutherischen Missionen und jesuitischen Antimissionen. Nicht minder verderblich wird die Zersplitterung innerhalb der Christenheit; sie ist schuld daran, daß viele dem Irrtum zur Beute fallen und andere im bereits erkannten Irrtum liegen bleiben. Eine der mächtigsten Waffen in den Händen der römischen Priester, um gerade auch aufgewachte Gewissen ihres Volkes in der Knechtschaft des Papirtums gefangen zu halten, ist die, daß sie auf die Zersplitterung hinweisen, welche sich unter den Protestanten findet. Und wie schwer wird es Sektengliedern gemacht, zur gottgewollten Erkenntnis und Gemeinschaft zu gelangen, dadurch, daß auch die Lutheraner unter sich nicht einig sind! Ja wahrlich, die große Zersplitterung der Kirche ist eine sehr morsche Stelle in den Mauern Zions, zumal im Angesichte der ernsten Worte des Heilandes Joh. 17, 11: „Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleichwie wir“, und des Apostels, Eph. 4, 3: „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens!“ und 1 Kor. 1, 10: „Lasset nicht Spaltungen unter euch sein!“ Denn solche Spaltungen gereichen der Kirche zu großem Schaden und tun ihr viel Abbruch.

Nur noch auf eine morsche Stelle in den Mauern Zions wollen wir endlich hinweisen, nämlich auf die vielfach geübte falsche, fleischliche Toleranz. Dies schließt insbesondere für die Prediger, die zu Wächtern der Kirche bestellt sind, eine Gefahr in sich. Wie mancher Pastor ist schon in dem Kampf gegen die Logen oder gegen weltliche Vereine, in denen ein gottloses Wesen und Treiben herrscht, endlich ermüdet; er ist der Versuchung, der Sünde und Bosheit und dem weltlichen Unfug Zugeständnisse zu machen, um Ruhe und äußerlichen Frieden zu erlangen, endlich erlegen. Oder wenn er auch das Unrecht und die Ausschreitungen öffentlich noch straft, so macht er sich doch einer falschen, fleischlichen Duldsamkeit schuldig, indem er diejenigen, vielleicht besonders angesehene und einflußreiche Glieder in der Gemeinde, welche die Strafe nicht annehmen, dennoch mit dem Evangelium tröstet, von ihren Sünden absolviert und schließlich ihre bösen Stücke mit Stillschweigen übergeht. Denn würde er es nicht tun, so gäbe es Rumor in der Gemeinde, und es würde ihm nicht geringe Unannehmlichkeiten, Kampf und Unruhe in seinem Amtsleben bereiten, ihn wohl gar seine Stelle kosten, und er müßte unter dem Vorwand, er könne hier nicht mehr im Segen arbeiten, weiterziehen. So sieht er lieber durch die

Finger, läßt fünf gerade sein, duldet die Bösen und straft nicht ihren weltlichen, gottlosen Geist. Das ist die Gefahr für Prediger, daß sie in die Sünde willigen, indem sie nicht strafen oder nicht recht strafen, daß sie des Gesetzes schweigen oder der Gesetzespredigt doch die Spitze abbrechen. Wie viele sind dieser Versuchung schon erlegen! Und ach! der Schade, der dadurch angerichtet wird, ist gar nicht abzusehen; denn gewöhnlich geht es dann so, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert und schließlich die ganze Gemeinde verweltlicht. So ist es dahin gekommen, daß die meisten kirchlichen Gemeinschaften unsers Landes jetzt schon fast völlig verweltlicht sind. In den reformierten Sekten herrscht eine allgemeine Abneigung gegen die Begriffe Orthodogie, Dogma, Bannverfahren, Ausschluß aus der christlichen Gemeinde usw. Solche Dinge werden verschmäht und verspottet, als widersprächen sie dem wahren Christentum. Lehrstreitigkeiten sind verpönt; Keßergerichte gibt es nicht mehr; man predigt allgemeine Bruderliebe. Die Losung unserer Zeit ist: "Preach the Fatherhood of God and the Brotherhood of Man, and help to solve our social and industrial problems." Abweichungen in Lehre und Leben werden mit dem großen unionistischen Liebesmantel zugedeckt; die ärgsten Irrlehren werden wie nichts geachtet; der schändlichste Unfug und weltliches Wesen werden mit Stillschweigen übergangen. So ist z. B. hierzulande in der Generalsynode Kirchengemeinschaft mit den reformierten Sekten an der Tagesordnung, und der Präsident dieser Synode ist ein hochstehendes Glied im Freimaurerorden; und das gereicht freilich sehr vielen zum Fallstrick und Ärgernis. Ein warnendes Beispiel dafür, wie solche falsche, fleischliche Toleranz der Kirche zum Verfall gereichte, sind die deutschen Landeskirchen. Hören wir darüber D. Stöckhardt, der ja aus Erfahrung redet. Er schreibt in „Lehre und Wehre“ folgendes: „Eine Warnung ist in dieser Hinsicht für uns der gegenwärtige Zustand der lutherischen Kirche in der Heimat der Reformation, der Zustand der deutschen Landeskirchen. Dort haben sich die Befürchtungen Luthers in vollem Maße erfüllt. Offenhare Verächter und Ungläubige haben da Recht, Sitz und Stimme in der Kirche, auch im Regiment der Kirche, in den Kirchenvorständen, in den Synoden. Laise Spötter dürfen ihre Lästerungen ungehindert ausschäumen. Da hat sich die Welt im Heiligtum festgesetzt; da ist nicht nur zwischen den verschiedenen Glaubensrichtungen, sondern auch zwischen Welt und Christentum die Union durchgeführt. Die Welt mit ihrem tollen, wüsten Treiben befindet sich dort nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kirche; innerhalb der Kirchengrenzen kämpfen die Gottlosen gegen die Kinder Gottes. Selbst solche, die in öffentlichen Lastern liegen, werden geduldet und als Kirchenglieder anerkannt; und die Prediger, die Wächter der Kirche, willigen zumeist in das gottlose Wesen; sie unterlassen es, mit Gottes Wort und Gesetz zu strafen und zu schrecken. Auch diejenigen, welche das Gesetz nicht leiden mögen, welche sich der Buße weigern, trösten sie mit dem

Evangelium und den göttlichen Verheißungen. Oder wenn sie auch strafen und drohen, so ist's doch mit der Strafe nicht gar ernst gemeint. Sie reichen auch denen, welche sich nicht strafen lassen, auch offenbaren, unbüßfertigen Sündern, das Sakrament zur Vergebung der Sünden. Das Schlüsselamt ist schier ganz außer Brauch gekommen.“ (1890, S. 80.) Ist es aber ein Wunder, daß bei solcher falschen, fleischlichen Toleranz die Kirche immer mehr in Verfall gerät? Hüten wir uns darum vor einer solch schändlichen Praxis! Die einzig richtige Art und Weise, wie wir handeln und wandeln sollen, hält uns Luther vor in folgenden Worten: „Darum soll man diese Regel anmerken, daß zu allen Zeiten, wenn die Sünden überhandnehmen, Gottes Zorn kommen muß; wer deshalb eine Obrigkeit ist und ein Amt hat, der sehe ja zu, daß er das Seinige tue und keinem Ärgernisse, wie gering es auch sei, durch die Finger sehe. Wenn aber die Sünde und Bosheit die Oberhand gewinnt, fliehe er davon, auf daß er nicht fremder Sünde theilhaftig werde.“ (St. L. I, 1259.)

Letzteres haben die Väter unserer Synode getan. Sie sind aus Babel geflohen. Und hier in diesem Abendlande hat Gott seiner Kirche noch einmal eine Blütezeit gegeben. Unter viel Versuchungen und Widerwärtigkeit haben die Väter unserer Synode unermüdet und mit großer Treue die göttliche Wahrheit nach Schrift und Bekenntnis bezeugt. Und der Herr hat ihrem Zeugnis Kraft und Nachdruck verliehen, so daß viele für die Wahrheit gewonnen wurden. Das helle Licht des Evangeliums leuchtet hier weit hinaus in die Lande. Wir, die geistlichen Kinder dieser unserer gottgesegneten Väter, haben ein köstliches Erbe von ihnen überkommen. Wir haben das reine Evangelium, das Luther auf den Leuchter gestellt hat. Wir genießen die vollen Segnungen der Reformation. Schon durch zwei Menschenalter hindurch hat der Kirchengemeinschaft, der wir zugehören, das helle Licht des Evangeliums von der alleinseligmachenden Gnade Gottes in Christo Jesu in seiner vollen Wahrheit und Klarheit geleuchtet. Mitten in dieser Zeit der kirchlichen Verwilderung und Verwüstung, in dieser Zeit des allgemeinen Abfalls hat uns der treue Gott das Kleinod der reinen Lehre geschenkt und erhalten. Schon Tausende konnten sich ihr Leben lang im lieblichen Sonnenglanz des seligmachenden Evangeliums freuen und weiden. Das ist nicht unser Verdienst, sondern allein Gottes Gnade und Barmherzigkeit; das ist eine der größten Gnadenheimsuchungen, die je der Kirche Gottes auf Erden zuteil geworden sind. Wir haben volle Ursache, mit dem Psalmisten auszurufen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!“ Möge der Herr uns die Herrlichkeit unsers Erteils immer klarer erkennen, schätzen und würdigen lassen! Er erhalte es uns und unsern Kindern und Nachkommen zum Heil der Mit- und Nachwelt! Er behüte uns aber ewiglich vor Undank und Verachtung!

J. E. Pasche.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Nord-Wisconsin-Distrikts mit einer gründlichen Arbeit von Prof. W. H. L. Dau über den 119. Psalm: „Der Christen goldenes ABC vom Lob, Liebe, Kraft und Nutz des Wortes Gottes.“ (30 Cts.)

2. „Unsere Pilgerväter.“ Geschichte der sächsischen Auswanderung vom Jahre 1838, hauptsächlich in Worten der Auswanderer erzählt und aus den Dokumenten der Auswanderung illustriert, von Th. Gräbner.

3. „Die Frankenkolonien des Saginawtales.“ Warum sich die Franken im Urwald Michigans niedergelassen, und wie es bei der Gründung ihrer Kolonien zugegangen. Den Aufzeichnungen der Kolonisten nach erzählt von Th. Gräbner. — Diese beiden ansprechenden Schriften unsers literarisch eifrigen Kollegen sind genügend charakterisiert durch den Titel. Erschienen sind sie auch englisch unter den Titeln: „Our Pilgrim Fathers“ und „The Bavarian Settlements of the Saginaw Valley“. Der gemeinsame Titel beider Schriften lautet: „Lutherische Pioniere“, resp. „Lutheran Pioneers“. Jede Nummer dieser interessanten Feste umfaßt 24 Seiten und kostet 17 Cts., das Duzend \$1.62 und Porto. F. B.

The Christmas Song-Book. The Sotarion Publishing Co., 105 Florida St., Buffalo, N. Y. 25 Cts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Diese von Adolf T. Hansen herausgegebene Sammlung enthält 70 Weihnachtslieder. Zu haben ist das Buch auch mit englischem und deutschem Text. F. B.

Ahmednagar und Golconda. Ein Beitrag zur Erörterung der Missionsprobleme des Weltkrieges. Von A. Epke, Pastor, theol. Lehrer am Missionsseminar in Leipzig. Leipzig, Verlag von Dörffling und Franke. 1918. 160 Seiten. M. 6.50.

Es ist dies die höchst interessante Schrift, aus der wir in dieser Nummer zahlreiche Auszüge bieten. F. B.

Hundertster Jahresbericht der Ev.-Luth. Mission zu Leipzig über das Jahr 1918. Verlag der Ev.-Luth. Mission, Leipzig.

Auf 80 Seiten bietet dieser Bericht folgenden Inhalt: 1. Die Erfahrungen der Leipziger Mission im Weltkrieg bis zum 1. Juli 1919. Von P. D. A. Opte. 2. Die Generalversammlung. 3. Grundbestimmungen der Ev.-Luth. Mission zu Leipzig. 4. Das Kollegium der Ev.-Luth. Mission zu Leipzig. 5. Missionsarbeiter. 6. Kassenbericht über das Jahr 1918. — In der nächsten Nummer von „Lehre und Bekehrung“ gedenken wir auch aus dieser Schrift etliche Auszüge zu bringen. Der Preis dieses Jahresberichts ist uns leider nicht mitgeteilt worden. — F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Aus unserm Brasilianischen Distrikt kommen gute Nachrichten. Bekanntlich war auch Brasilien betrogen worden, Deutschland den Krieg zu erklären. Infolgedessen wurde auch die öffentliche Predigt in deutscher Sprache und die Veröffentlichung deutscher Zeitschriften verboten. Dieses Kriegsgebot ist nun aufgehoben worden. Die Gemeinden freuen sich, daß sie nun wieder Gottes Wort in öffentlicher Predigt hören dürfen. „Es schien uns, als ob Gottes Wort uns genommen wäre, obwohl wir es noch in unsern Häusern nach Belieben hören und betrachten durften. Den Christen fehlte etwas. Ihnen fehlte die nötige Betätigung der Glaubensgemeinschaft, das gemeinsame Hören und Betrachten des Wortes. . . . Laßt uns diese

heißame Erkenntnis nun auch in Zukunft in die Tat umsetzen, indem wir mit Ernst und Eifer die öffentlichen Gottesdienste besuchen und regen Anteil nehmen an allen Gemeindefachen!" Auch das „Ev.=Luth. Kirchenblatt für Südamerika“ ist wieder freigegeben worden, und man erwartet eine vergrößerte Leserschaft für das Blatt, weil es vielen „gefehlt“ hat. In der Zwischenzeit veröffentlichten die brasilianischen Brüder ein Kirchenblatt in portugiesischer Sprache, *Mensagemio Lutherano*, mit einem Supplement in englischer Sprache, *Lutheran Messenger*. Das portugiesische Blatt wird weiter erscheinen, weil die Mission auch auf die portugiesische Bevölkerung in Lagoa Vermelha und an andern Orten ausgedehnt werden konnte. — Argentinien ließ sich nicht bewegen, Deutschland den Krieg zu erklären. Daher konnte dort auch ungehindert in deutscher Sprache gepredigt und geschrieben werden. Unsere Pastoren in Argentinien haben, um das in Brasilien suspendierte „Kirchenblatt“ zu ersetzen, seit zwei Jahren ein eigenes Organ unter dem Titel „Ev.=Luth. Vote“ ins Leben gerufen. Der „Vote“ wird von P. A. Kramer in Buenos Aires redigiert. Das „Kirchenblatt“ heißt den „Vote“ mit diesen Worten willkommen: „Es ist gute lutherische Botschaft, die dieser ‚Vote‘ seinen Lesern bringt. Wir begrüßen das Schwesterblatt und freuen uns, daß es ihm vergönnt war, während der letzten schweren Zeit, da das „Kirchenblatt“ von seinen Lesern abgeschnitten war, unsern lutherischen Christen in Argentinien in deutscher Sprache zu dienen. Möchten die Botengänge dieser „Missionszeitschrift der Ev.=Luth. Pastoralkonferenz von Argentinien“, wie sein Untertitel lautet, allzeit reich gesegnet sein!“ — Der Brasilianische Distrikt hat sich dieses Jahr vom 1. bis zum 6. Oktober in Dois Irmãos, in der Gemeinde P. A. Heines, versammelt. Ein Bericht über diese Versammlung hat uns noch nicht erreicht. Ein Bericht über das Concordia-Seminar in Porto Alegre, der den Zeitraum von 1917 bis 1919 deckt, wird im Januar veröffentlicht werden. — Dem am 1. Oktober in Porto Alegre ausgegebenen „Kirchenblatt“ und andern Nachrichten entnehmen wir noch einige Einzelheiten. Die Gemeinde in Porto Alegre ist schuldenfrei geworden. Ihre Gemeindeschule, die 90 Kinder zählt, wovon zwei Drittel fremde sind, ist seit 1918 wieder in Tätigkeit. P. Kramer berichtet, daß in Buenos Aires die ersten Einwandererdampfer angekommen seien. Dem Anscheine nach fließt der Strom der Einwanderer zunächst nach Argentinien. Ein deutsches Syndikat hat dort einen Landkomplex erworben, der für 200,000 Deutsche Raum und Beschäftigung bietet. Aber unsere brasilianischen Brüder erwarten auch Einwanderer für Brasilien. Sie begründen dies so: „Die Gelegenheiten für sorgenfreies Fortkommen sind für Anfänger in Brasilien gewiß viel günstiger als in Argentinien, zumal wenn die Regierung helfend und fördernd eingreift, was freilich vorderhand kaum zu erwarten ist. Für den Durchschnittsbauer gibt es heute keinen besseren Ort, sich eine friedliche und broterwerblichere Heimstätte zu gründen, als gerade unsern Staat Rio Grande do Sul. Daher gehen wir sicher in der Annahme, daß sich im Laufe der Zeit eine große Masse von Auswanderern hier einfinden wird.“ Die unierte Riograndenser Synode scheint sich mit den reformierten nordamerikanischen Sekten, die in Brasilien tätig sind, verbinden zu wollen. Unsere Pastoren in Brasilien werden wahrscheinlich mit den Pastoren einer andern lutherischen Synode, die vom Unionismus nichts wissen will, intersynodale Konferenzen abhalten.

Die Synoden von Buffalo und Iowa. Das „Kirchenblatt“ der Iowa-synode berichtet: „Schon längere Zeit hatten Verhandlungen zwischen den Synoden von Buffalo und Iowa stattgefunden, die schließlich das Resultat hatten, daß der Ehrw. Präses der Buffalosynode uns einlud, der Versammlung der Buffalosynode, die diesen Sommer in Milwaukee gehalten wurde, beizuwohnen. Da wir verhindert waren, dieser Einladung zu folgen, baten wir Herrn D. M. Keu, an unserer Statt nach Milwaukee zu gehen. Das hat er getan. Die dort gepflogenen Verhandlungen und Besprechungen gipfelten in dem Beschluß der Buffalosynode, ein Komitee zu ernennen, das, mit aller Vollmacht ausgerüstet, mit einem Komitee unserer Synode weiter verhandeln sollte. So kam es am 3. September zu einer Versammlung beider Komiteen in unserm Seminar zu Dubuque, Iowa. Von der Buffalosynode waren zu Gliedern des Komitees ernannt worden: Prof. R. Grabau, P. A. N. Höffel und P. W. A. Lange. Wir hatten den Synodalausschuß der Synode als Komitee genommen. Über das Resultat dieser Zusammenkunft gibt das Protokoll Auskunft, welches wir hiermit zur Kenntnis der Synode bringen.“ Im Protokoll ist gesagt, daß sich auf Grund der Verhandlungen über die „Toledo-Thesen“ ein vollkommener Konsensus herausgestellt hat. Weitere die Lehre betreffende Einzelheiten sind nicht angegeben. F. P.

Eine bedenkliche Kriegs- und Adventsbetrachtung. Im „Apologeten“ heißt es in einer Adventsbetrachtung über die Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen“: „Ach, daß Gott doch unter Menschen in den höchsten Ertern wahrhaft verehrt würde! Erkenneten ihn doch die Regenten der Völker und alle, die in wichtigen Ämtern stehen, als den König der Könige, den Herrn der Herren an! Ehrte man doch dort seinen Namen, seinen Willen, seinen Geist, seine Gesinnung! Es könnte nicht fehlen, daß die Gott in allen Dingen ehrende Gesinnung der Obersten und Führer sich auch auf weiteste Kreise der Untertanen übertragen würde. Dann käme auch der zweite Absatz im ersten Weihnachtslied seiner Erfüllung näher: „Und Friede auf Erden.“ Hätte es unter den gekrönten Häuptern und Führern der Völker nicht an der rechten Ehrung Gottes gefehlt, der Welt wären die Schrecken der letzten Jahre und die furchtbare Tragik der gegenwärtigen Weltlage erspart geblieben. Hätte man Gott in seinem Wort und Willen geehrt, es wäre nicht getötet und gemordet worden; man hätte auf Grund der alles überragenden Liebe zu Gott und der allseitig rücksichtsvollen Liebe zum Nächsten einen friedlichen Ausgleich der Streitfragen gefunden. Es fehlte eben wieder der Sieg der Liebe Gottes in den Herzen derjenigen, in deren Händen die Geschicke der Völker lagen. „Friede auf Erden“ — und allerorten herrscht Unfriede! Das Friedenslied tönt fast wie ein Hohn in die heutige Weltlage herein. Möchte es doch zu dieser Zeit ein Bed- und Mahnruf sein an eine Welt, die den göttlichen Zielen noch so fernsteht, bei der der Friede nicht heimisch sein kann, weil Gott nicht der Mittel- und Schwerpunkt seiner Menschheit geworden ist! Aber der Wille Gottes für seine Menschenkinder bleibt unverändert. Es soll Friede auf Erden sein. . . . „Es hat noch weit hin“, sagst du? Vielleicht. Nach dem riesigen Abstand zu urteilen, ja. Aber nach der Zeitdauer bemessen — wer weiß? Es ist gemeiniglich kurz vor Tagesanbruch am dunkelsten. Ob auch dies in der Völkerwelt die Dunkelheit vor der nahenden Morgendämmerung ist? Gott allein weiß es. Die Ereignisse der jüngst verflossenen Jahre und die überaus bitteren Er-

fahrungen der Gegenwart dürften die Menschheit nachdenklich machen, daß sie sich auf die eigentlichen Grundlagen des Friedens besinnt und dieselben allein in den von Jesu niedergelegten Grundsätzen findet. Oder muß die Dunkelheit noch mehr überhandnehmen? Muß zuvor noch mit einer Herrschaft des Proletariats der Versuch gemacht werden? Steht uns vielleicht noch eine ausgesprochen gottfeindliche Herrschaft der 'Roten' bevor? Vielleicht ist die Menschheit noch nicht arm genug geworden, um bereit zu sein, ihren Vanterott zu erklären; muß sie noch in tiefere Tiefen des leiblichen und seelischen Elends hinabsinken, ehe sie die Hand hilfesuchend nach dem einzigen Retter ausstreckt? Und ob — es kommt doch die 'Fülle der Zeit', in der der Wille Gottes auf Erden zu seinem Recht kommt, da die Reiche dieser Erde die Reiche unsers Gottes und seines Christ geworden sind. Danu wird das erste Weihnachtslied in seinem zweiten Absatz verwirklicht, das schon von den Propheten des Alten Bundes geweissagte Friedensreich des Friedefürsten gekommen sein." — Hierzu ist eine doppelte Bemerkung am Platze: 1. Die „Regenten der Völker und alle, die in wichtigen Ämtern stehen“, haben sich — mit wenigen Ausnahmen — nie durch Frömmigkeit ausgezeichnet. Aber durchschnittlich waren und sind sie nicht gottloser als ihre „Völker“. Und nun die Schuld auf sie abschieben wollen, anstatt vornehmlich die eigene Sünde zu bekennen, heißt zur Unbußfertigkeit erziehen und den Zweck vereiteln, zu dessen Erreichung Gott die furchtbare Geißel über die Völker geschwungen hat und noch schwingt. 2. Es ist nicht wahr, daß das „Friedenslied“, das die Engel bei der Geburt Christi sangen, fast wie ein Hohn in die heutige Weltlage hereintönt und erst in Zukunft „auf Erden zu seinem Recht kommt“. Der Friede, von dem das Lied sagt, nämlich der Friede der Gewissen mit Gott, ist seit seiner Verkündigung auf Erden in allen bußfertigen und gläubigen Herzen zur Geltung gekommen. Schon einige Wochen nach der Geburt Christi spricht Simeon: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“ Einen andern Frieden als diesen hat Christus den Seinen auf Erden nicht verheißen. „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“ „Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr Frieden in mir habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ (Joh. 14, 27; 16, 33.) Dieser Friede war auch der einzige Trost für alle, die in dem letzten Kriege auf den Schlachtfeldern oder in den Hospitälern im Glauben abgeschieden sind. Und wenn Christus Matth. 24 und Luk. 21 von Kriegen und Pestilenz teurer Zeit redet, so verweist er die Seinen nicht auf eine noch zukünftige Friedensperiode auf dieser Welt, sondern auf das Ende der Welt und den Frieden der Seinen im Himmel.

F. P.

Die Stellung der christlichen Kirche zur Prohibition. Bekanntlich tritt die Synodalkonferenz als Kirchengemeinschaft nicht für die staatliche Prohibitionsbewegung ein. Daraus wird ihr von den meisten Kirchengemeinschaften unsers Landes ein Vorwurf gemacht. Die einen reden ganz unvernünftig und nennen uns „Patrone der Trunkenbolde“. Andere sind anständiger; sie reden uns gut zu und führen etliche Gründe an, weshalb wir nach ihrer Meinung auch als Kirche für Prohibition mobil machen sollten. Man sagt unter anderm: „Weil ihr bekennet, daß der Genuß oder Nichtgenuß bestimmter Speisen und Getränke zu den Adiaphora gehört, so könntet ihr euch in bezug auf die Prohibition der landesüblichen Praxis akkommodieren. Das würde die lutherische Kirche in Reiche und Glied mit

den andern Kirchen bringen und möglicherweise die Veranlassung werden, daß die lutherische Kirche in der ihr eigentümlichen Lehrstellung mehr beachtet und besser verstanden wird.“ Aber es liegt auf der Hand, daß wir durch die Teilnahme an den Prohibitionskampagnen der Sektenkirchen die der lutherischen Kirche eigentümliche Stellung nicht bekannt machen, sondern verleugnen würden. Zum Charakter der lutherischen Kirche gehört, daß sie nicht mehr lehrt, als Gottes Wort lehrt, und nicht mehr verbietet, als Gottes Wort verbietet. Prohibition ist freilich ein Mittel Ding, solange sie auf staatlichem Gebiet bleibt. Sobald sie aber von der Kirche gelehrt und geboten und zu einem Teil eines wahrhaft christlichen Lebens gemacht wird, wird sie zur falschen Lehre. Luther sagt bekanntlich, daß er ein „kaiserliches Fasten“, das ist, ein vom Staat ausgehendes Fastengebot, sich gefallen lasse, aber ein „päpstliches Fasten“, das ist, ein von der Kirche gebotenes Fasten, als einen Greuel verwerfe. Und damit geht Luther nicht zu weit. Wenn die Kirche verbietet, was in Gottes Wort freigelassen ist, so befleckt sie sich mit einem antichristlichen Greuel. Des Antichristen Art ist es, daß er über Gottes Wort hinaus gebietet und verbietet und sich dadurch in der Kirche an Christi Stelle setzt. Von hier aus verstehen wir, weshalb der Apostel Paulus von denen, die Ehe- und Speiseverbote erlassen, so überaus harte Worte gebraucht und sagt, daß sie Teufelslehren verbreiten (1 Tim. 4, 1—5). Man hält uns auch vor, daß Säufer sich damit trösten, daß ein Teil der christlichen Kirche nicht für Prohibition eintritt. Wir wissen, daß dies vorkommt. Aber seit wann hört die christliche Kirche auf, bei der Wahrheit zu bleiben, wenn diese von gottlosen Menschen gemißbraucht wird? Sogar die Zentrallehre des Christentums, nämlich die Lehre, daß der Mensch ohne des Gesetzes Werke, durch den Glauben an die von Christo erworbene Gnade, selig wird, wird seit der Apostel Zeit bis auf unsere Zeit zur fleischlichen Sicherheit und zur Trägheit in der Heiligung und in guten Werken gemißbraucht. Dennoch hört die christliche Kirche nicht auf, diese Lehre öffentlich und sonderlich zu lehren und zu bekennen. Nach der Schrift steht es so: der Säufer übertritt Gottes Gebot und hat sein Urteil in dem Wort, daß die Trunkenbolde das Reich Gottes nicht ererben werden. Die Kirche, welche als Kirche für Prohibition eintritt, übertritt ebenfalls Gottes Gebot, indem sie verbietet, was Gott freigelassen hat, und hat ihr göttliches Verdammungsurteil in der oben angeführten Schriftstelle, 1 Tim. 4, 1—5. Ob die Prohibition dem Staat nützt oder schadet, erörtern wir hier nicht. Aber wenn die Kirche als Kirche für Prohibition eintritt und damit sich erlaubt, zu Christi Wort hinzuzutun, so schadet sie sich schwer. Menschengebote in der Kirche haben die Tendenz, Gottes Gebote beiseitezuschieben, wie Christus Matth. 15 ausführlich darlegt. Die Erfahrung bestätigt dies. Wir sehen auch in unserm Lande, daß gerade die Kirchengemeinschaften, welche am eifrigsten Prohibition und andere Menschengebote treiben, sich am wenigsten ein Gewissen daraus machen, die christliche Lehre, die der Kirche befohlen ist, fahren zu lassen.

F. P.

II. Ausland.

Woran ist Deutschland gestorben? Hierauf antwortet die „Ev.-Luth. Freikirche“, S. 180, wie folgt: „Das zeigt in erschütternder Weise Herr P. Clausen in Todenbüttel, indem er in Nr. 9 seiner „Köflichen Perle“ u. a., S. 16, folgendes schreibt: „Auf Theologie und Kirche lastet seit fast zwei

Jahrhunderten der Bann des Nationalismus und der Bibelkritik. Um 1750 schloß das Zeitalter der lutherischen Reformation, das Zeitalter der biblischen Glaubenspredigt von Luthers Tagen her, und es begann die Periode der Aufklärung. Statt die Bibel nach Jesu Vorbild und Luthers Weise einfältig als Gottes Wort zu glauben, begannen die Theologen vom Baume der Erkenntnis zu essen: „Sollte Gott gesagt haben, daß Jesus Gottes Sohn ist? daß Jesus Wunder getan hat? daß Jesus auferstanden ist? Wir wollen es wissenschaftlich untersuchen!“ So sagten die Theologen um 1750, so sagen sie noch heute. Es ist dasselbe Spiel wie am Anfang der Menschheitsgeschichte, als Eva unter dem Baum der Erkenntnis stand und aß und — starb. Unter den Händen der bibelkritischen Theologen ist seit 1750 alles gestorben, was Gott der Welt durch Luther gegeben hatte. Es starb der Glaube; es starb die klare, reine Erkenntnis des Wortes Gottes; es starb das blühende Gemeindeleben; der Kirchenbesuch, der Abendmahlsbesuch starben aus bis zu einem kümmerlichen Rest; es starben die frommen kirchlichen Sitten; es starb bei Pastoren und Gemeinden die alte, heilige Scheu vor der Bibel, vor Gottes Wort; es starb bei Pastoren und Gemeinden das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Sonntagsheiligung; es starb das Pflichtgefühl gegen die Obrigkeit; es starb die Achtung vor den Menschen, das Vertrauen zu den Menschen. Es bildete sich mit einem Wort der moderne Geist heraus, der nichts mehr glaubt, nichts mehr achtet, alles bekrittelt, der alle heiligen, von Gott gezogenen Schranken in Staat und Kirche, in Haus und Familie niederreißt, der alle religiösen und sittlichen Begriffe verwirrt, der die Sünde zur Tugend, die Lüge zur Wahrheit, die rohste Selbstsucht zur feinsten Lebenskunst stempelt. Diesen totalen, hoffnungslosen Niedergang des staatlichen, kirchlichen, religiösen, sittlichen Lebens hat die Theologie seit zwei Jahrhunderten auf dem Gewissen. In diesem Strom der Lüge, der Verachtung Gottes und der Menschen schwimmen unsere Theologen nun seit zwei Jahrhunderten dahin. Die wenigsten unter ihnen begreifen, was ihnen geschieht. Die große Masse weiß nicht, was sie tut. Sie läßt sich vom Strome treiben. Hat sie Verantwortung? Der jüngste Tag wird es offenbaren. Es gibt eine selbstverschuldete Unwissenheit in geistlichen Dingen.“

F. B.

Luther-Gesellschaft. Die im September v. J. in Wittenberg gegründete Luther-Gesellschaft hielt am 7. Oktober daselbst ihre reichbesuchte erste Jahresversammlung unter Leitung des Vorsitzenden Geheimrat D. Dr. Eucken (Jena) ab, der in seiner Begrüßungsansprache die Bedeutung Luthers für die Gegenwart hervorhob. Der Mann, der einst zum ganzen deutschen Volke, ja zur Menschheit gesprochen, habe heute noch und heute besonders als Reformator der Kirche und der ganzen Welt unendlich viel zu sagen, und sein unvergängliches Erbe müsse zur geistlich-sittlichen Erneuerung unsers armen zertretenen Volkes nach den verschiedenen Richtungen hinbeitragen. Nach dem von Pfarrer Anolle (Wittenberg) erstatteten Geschäftsbericht beträgt die gegenwärtige Zahl der Mitglieder 920 (gegen 400 bei der Begründung). (Ev.-Luth. Freikirche.)

Die internationale jüdische Nation. Aus Österreich wird berichtet: „Bei einer am 21. Oktober im österreichischen Abgeordnetenhaus stattgefundenen Beratung des Gesetzes zur Vornahme einer außerordentlichen Volkszählung am 31. Dezember 1919 beantragte der Zionist und nationaljüdische

Abgeordnete Dr. Streicher, schon bei dieser provisorischen Volkszählung die Juden als eigene Nation zu zählen. Er begründete seinen Antrag mit der Erklärung: „Die Juden sprechen wohl die deutsche Sprache als Umgangssprache, gehören aber nicht der deutschen Nation an. Die Forderung der Zionisten wurde immer entstellt wiedergegeben, indem das freie Bekenntnis weggelassen wurde. Wir sind vollkommen überzeugt, daß in zehn Jahren die ganze Judentum so weit sein wird, sich frei, stolz und offen zum Judentum zu bekennen.“ Eine internationale jüdische Nation ist ein Widerspruch in sich selbst. Und doch liegt in diesem Selbstwiderspruch ein Weltberuf dieses Volksstammes. Luk. 21, 32: „Wahrlich, ich sage euch: dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geschehe.“ K. P.

Die Sprachenfrage in Österreich und in der Tschecho-Slowakei. Aus Wien wird geschrieben: Der Kampf zwischen dem tschechischen und dem deutschen Element in Österreich macht sich auf dem Gebiet der Schule neuerdings in scharfer Weise fühlbar. Die Tschechen, die einen ziemlich großen, einflußreichen Teil der Bevölkerung bilden, stellen, trotzdem sie österreichische Bürger sind, ihre Nationalität, über ihr Bürgertum und verlangen die Schaffung rein tschechisch-sprachiger Schulen für ihre Kinder. Neuerdings nehmen sie ihre Kinder aus den öffentlichen Schulen und bringen sie, um dem Schulzwangsgesetz zu genügen, in tschechischen Schulen unter. Nun hat sich herausgestellt, daß diese „Schulen“ vielfach Kaffeehäuser sind, in denen Knaben und Mädchen umhersitzen und tschechische Fragen besprechen, jedoch, soweit festgestellt werden kann, kein Unterricht erteilt wird. Zu gleicher Zeit beschränkt die Regierung der Tschecho-Slowakei auf jede Weise in ihrem Lande den Gebrauch der deutschen Sprache; sie hat für den Verkehr mit Österreich Französisch als Amtssprache eingeführt, außerdem angekündigt, daß von einem gewissen Zeitpunkt ab Deutsch im Postverkehr nicht mehr benutzt werden dürfe. Ferner sind vielfach deutsche Schulen in der Tschecho-Slowakei geschlossen worden; in den noch verbliebenen ist der Unterricht in tschechischer Sprache zum Zwangsfach gemacht worden.

Das Syrische Waisenhaus bei Jerusalem. Wir berichteten in „Lehre und Bekehr“, daß die Vertreter des Syrischen Waisenhauses nach Abschaffung der „Türkenherrschaft“ eine herrliche Zeit für Palästina und insonderheit auch für das Waisenhaus und seine Tätigkeit erwarteten. Wir erinnerten an die Möglichkeit, daß man — wenigstens vorläufig — aus dem Regen in die Traufe kommen werde. Dies ist bereits eingetreten, wie aus Mitteilungen des „Boten aus Zion“ hervorgeht. Die Verwaltung des Waisenhauses wurde dem amerikanischen Roten Kreuz übergeben. „Unsere eingebornen arabischen Lehrer und Meister behielten ihre Stellen, während die Deutschen in die Gefangenschaft nach Ägypten wandern mußten. Nur unser siebzugjähriger Töpfermeister Haberstroh wurde um Ostern von dort zurückgerufen, weil die Amerikaner ohne ihn mit der Töpferei nicht fertig werden konnten. Direktor Theodor Schneller ist vom englischen Gouverneur zum Pfarrer der klein gewordenen deutschen Gemeinde der Erlöserkirche bestellt worden. Außerdem übt er die Seelsorge an unserer eigenen arabischen Missionsgemeinde in Jerusalem aus. Von den blühenden deutschen Missions- und Liebesanstalten Jerusalems ist nur das Auswärtigenasyl „Jesus-hilfe“ ungestört weitergeführt worden. Unsere Gefangenen in Heluaan [Ägypten] hatten wir nach bestimmten Nachrichten zu Ostern in Jerusalem zurück erwartet. Sie sind aber noch immer in Heluaan. Außerlich geht es

ihnen gut. Aber der Mangel an Freiheit und Tätigkeit ist ihnen eine große Qual. Jeder Brief, den wir von dort erhalten, bekundet die große Sehnsucht, an die alte liebe Arbeit in Jerusalem und Bir Salem zurückzukehren. Hoffentlich werden sie bald erlöst aus 'dem Diensthause Ägypten'. Bir Salem ist uns ganz ferne gerückt. Niemals durfte unser Direktor dorthin gehen, um nach unserm doch sehr wertvollen Eigentum und nach unserm dortigen 'Philistäischen Waisenhaus' zu sehen. Letzteres war lange geschlossen. Seit Ostern aber ist es anscheinend mit etwa 40 Zöglingen eröffnet worden. Sonst ist keinerlei Nachricht aus unserer Kolonie, an der wir seit dreißig Jahren mit so viel Liebe und Hingebung gearbeitet, und wo wir aus der Wüste einen Garten Gottes geschaffen haben, zu uns gedrungen." Der „Vote aus Zion“ berichtet weiter, daß das amerikanische Rote Kreuz seit September das Syrische Waisenhaus geräumt und dafür eine amerikanische „Synode“ dort Einzug gehalten habe. Das lautet etwas dunkel, und wir können uns nicht denken, welche Synode das sein mag. Wahrscheinlich lautet der wirkliche Titel anders. Unter der neuen Verwaltung der „Synode“ ist nach dem vorliegenden Bericht die Sachlage diese: „Im Verhältnis zu uns bleibt alles beim alten, das heißt, wir haben zu dem, was im Syrischen Waisenhaus vorgeht und vorgenommen wird, nichts zu sagen. Auch unser Direktor, der dicht neben dem Hauptgebäude in seiner alten Wohnung ist, muß alles still mit ansehen.“ Das Folgende, das der Berichterstatter „auf Umwegen erfahren“ hat, beruht in der berichteten Gestalt wohl auf einem Irrtum. Es heißt in dem Bericht: „Eine der ersten Maßregeln dieser Synode war, daß vom neuen Schulanfang am 15. September an aller und jeder Religionsunterricht in den Schulen des Syrischen Waisenhauses abgeschafft worden ist. Wenn es die türkische Regierung wäre, die eine solche, unsere ganze Missionsarbeit an ihrem Lebensnerv treffende Verordnung gemacht hätte, so wäre das zu verstehen. Aber es ist eine christliche Gesellschaft, welche es übernommen hat, eine altbewährte christliche Missionsarbeit fortzusetzen. Wir stehen vor einem Rätsel. Unser arabischer Pastor Esber, der, wie alle unsere eingebornen Mitarbeiter, im Dienst geblieben war, hat insofgedessen abgedankt und jede weitere Mitwirkung an den Schulen abgelehnt.“ Wahrscheinlich ist eine staatliche, das ist, religionslose, Verwaltung eingeführt worden. Dagegen kann das Folgende den Tatsachen entsprechen: „Was geschieht aber unter diesen Umständen mit unserer schönen Anstaltskirche, die beim Wiederaufbau nach dem großen Brande von Freunden und Gönnern so schön und würdig ausgeschmückt worden ist? Die Gottesdienste werden noch von unserm arabischen Pastor Esber gehalten. Aber niemand in den religionslos gewordenen Anstalten wird zum Besuche derselben angehalten. Sie werden denn auch sehr spärlich besucht. Um so besser aber ist der Besuch der Kirche, wenn dort Veranstaltungen zur allgemeinen Unterhaltung und Belustigung stattfinden. Da steht auf dem Altar, wo sonst bei den Abendmahlsfeiern die heiligen Gefäße stehen, ein großer Phonograph, aus dessen mächtigem Schalltrichter allerlei Stücke und Stückchen ertönen, die wir nur als eine Entweihung unserer Kirche ansehen können. Dann dröhnt der ganze Kirchenraum vom Beifallsgeklatsche der Anwesenden. Wir wollen uns keine weitere Kritik erlauben, denn wir möchten nicht mit der Zensurbehörde in Konflikt kommen, welcher der „Vote aus Zion“ gegenwärtig untersteht.“ übrigens sollte der Berichterstatter anerkennen, daß in seinem Fall die britische Zensur

nicht rigoros geliebt worden ist. Das Septemberheft des „Boten aus Zion“, das die Überschrift trägt „Erscheint mit Erlaubnis der britischen Behörden“, enthält einen längeren Bericht über den „Besuch des deutschen Kaiserpaars im Christlichen Waisenhaus“ im Jahre 1898. Der Bericht stellt den früheren Kaiser und die frühere Kaiserin im vorteilhaftesten Licht dar. Der Schluß dieses Berichts lautet mit einigen Auslassungen so: „Eine ungeheure Glaubensprüfung ist seither über das Kaiserpaar gekommen, eine Prüfung, die uns für so aufrichtige, treue Jünger Jesu fast allzuschwer erscheinen will. Wir beten für sie jenes Lied, das sich einst die Kaiserin als jugendliche Prinzessin Wilhelm mit allem Vorbedacht als Gesang zu ihrer Trauung ausgewählt hat: 'Soll's uns hart ergehn, laß uns feste stehen und auch in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen. Denn durch Trübsal hier führt der Weg zu dir.' Wir befehlen sie dem barmherzigen Herrn, den sie lebenslang offen vor aller Welt bekannt haben, und gedenken jenes Wortes des Heilandes, durch das die Kaiserin selbst damals jene jugendlichen Konfirmanden Palästinas für die schwersten Stunden ihres Lebens rüsten wollte: 'Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre.'“

F. P.

Die Zukunftshoffnungen für die deutschen Missionen, die das genannte Blatt ausdrückt, werden wahrscheinlich nach und nach in Erfüllung gehen, falls nicht die „Kriegsmaßregeln“ fortbestehen. Es heißt dort: „Nach § 438 der Friedensbedingungen von Versailles soll im Gebiete der Alliierten das Eigentum der deutschen Missionsgesellschaften und ihrer Missionare weggenommen und an Verwaltungsräte übertragen werden, welche von den feindlichen Regierungen ernannt werden. Der deutsche Missionsbesitz soll für Missionszwecke vorbehalten, aber ohne Entschädigung den deutschen Händen entzogen werden. Die Missionsnote des Grafen Brockdorff-Mantzau machte dagegen geltend, daß die deutschen Missionare seit mehr als 200 Jahren völlig unpolitisch, lediglich zum Wohl der Heiden im Sinne des Missionsbefehls Jesu gearbeitet, große Missionsgebiete aller Rassen begründet, die Liebe und Dankbarkeit der ehemaligen Heiden gewonnen hätten, die mit dem Verluste ihrer geistigen Führer ihren Halt verlieren würden. Die christliche Mission würde durch ein solches Verfahren wertvollste Arbeitskräfte verlieren. Die Versöhnung unter den christlichen Völkern würde durch eine derartige Maßregel in weite Ferne gerückt werden. überhaupt würde dadurch die Mission im Gegensatz zu ihrem innersten Wesen in Abhängigkeit von den politischen Mächten geraten. Er beantrage daher einen gemischten Ausschuß von Sachverständigen, der die Wirkungen des Weltkrieges auf die Missionen zu regeln habe. Von allen Noten des Grafen Brockdorff-Mantzau ist diese Missionsnote die einzige, die bis jetzt noch nicht beantwortet ist. Wir werden also annehmen dürfen, daß hierüber noch Erwägungen stattfinden. Auch einige außerdeutsche Missionskreise haben ihre Stimmen erhoben, um die beabsichtigte Vernichtung der deutschen Missionsarbeit zu verhindern. So der Erzbischof von Schweden an der Spitze von skandinavischen und holländischen Christen, so auch die Quäkerkirche und einige andere Kreise in England selbst. Die Quäker forderten von der britischen Regierung, daß die deutschen Missionare bis spätestens am Ende dieses Jahres auf ihre alten Arbeitsfelder zurückkehren sollen, damit nicht Hunderttausende von Heidenchristen und Taufbewerbern noch länger ihrer Seelsorger beraubt bleiben.“